Staatl. Bibliothek
Regensburg

Aus
Tit. Herrn
Ernst Christian Jasche,
angesehenen Handelsmanns und E. E.
Hansgerichts Assessoris
Vermächtnis zur Rathsbibliothek
1787.

Hist. 4114

Sittliche
und natürliche
Geschichte von Tunkin.

Aus dem Französischen,

im Auszuge.

Leipzig

in der Weygandschen Buchhandlung.

1779.

Staatl. Bibliothek
Regensburg

Wenn jemand im Stand ist, eine sichere Nachricht von dem Innern eines Landes der drey andern Welttheile zu geben, so sind es die Missionarien: die Natur ihrer Verrichtungen setzt schon einen genauern und fortgesetztern Umgang mit den Eingebohrnen, und eine richtigere Bekanntschaft mit den Gewohnheiten und Produkten des Mutterlandes voraus, als man von Reisenden oder Kaufleuten erwarten kann, deren Aufenthalt immer zu flüchtig, und ihr Intresse damit zu wenig verbunden ist. Der Abt Saint-Phalle, stand zwölf Jahre dem beschwerlichen Geschäfte eines Heidenbekehrers in Tunkin vor, und da er die französische Handlungsgesellschaft, zu einem neuen Handelsversuche nach Tunkin aufmuntern wollte, weil er sich Schutz und Vortheil davon für die Missionsangelegenheiten in diesem Reiche, versprach, so schrieb er verschiedenes nieder, was ihm über den Civil- und politi-

politischen Zustand des Königreichs, und von seinen Produkten merkwürdiges vorkam. Der Abt Richard, Canonicus der königlichen Kirche zu Vezelai, arbeitete, nach seinem Tode, der 1766 zu Paris erfolgte, seine Collectaneen, in zwey dicken Oktavbänden aus, die ich im gegenwärtigen Auszug, oder, wenn man lieber will, freyer, abkürzender Uebersetzung, zusammenschmolz. Tunkin, eines der wichtigsten morgenländischen Reiche, ist unter uns noch nicht so umständlich bekannt, als es nach seiner Grösse und Wichtigkeit verdient, und als es diese Beschreibung macht. Der Abt Richard hatte seine Belesenheit in einer Menge Noten gezeigt, allein ich glaubte diese fremde Nacherzehlungen anderer Reisenden, so wie alles weglassen zu müssen, wo bloß der Vernünftler sprach, oder nur das Auge des Bekehrers gesehn hatte: da, in diesem letztern Punkt,

Ergebenheit in Gott,
Von unserm Wähnen über Gott,
So ganz und gar nicht abhängt.

Im August 1779.

Reichard.

Inhalt.

1. Von Tunkin überhaupt — Temperatur des Klima's — Abwechselung der Jahreszeiten — Orkane oder Typhons — ihre Ursache — Winde, Ebbe und Fluth — Eintheilung in Provinzen — Insel, die einen Ueberfluß an Gazellen hat — Anwachs des Landes, das nah an der See liegt. Seite 5

2. Topographische Beschreibung von Tunkin — Hauptstadt — königlicher Pallast — fürnehmste Städte — Heerstrassen — Einwohner der Gebirge — Produkte und Ackerbau — Art den Reiß zu bauen — Fruchtbarkeit des Bodens — Ländereyen und fischreiche Seen — Früchte — Blumen — zahme und wilde Thiere. 15

3. Bevölkerung — Karakter der Einwohner und ihre Verschiedenheit — Sitten — körperliche Eigenschaften — Kleidung. 37

4. Auflagen — Frohndienste — Succeßions-Rechte — Sprachen des Landes — Heyrathen — Ehescheidungen — Prachtgesetze — Annahme an Kindesstatt — Gläubiger und Schuldner. 45

5. Besuche — gesellschaftliche Gebräuche — Einrichtung der Zimmer — Gespräche — Art, die Zeit, und die Entfernung der Oerter zu bestimmen. — Neujahrsfeste — Schauspiele Singhäuser — Hahngefechte. 61

6. Nahrungsmittel und Speisen der Tunkineser — Art sie zuzurichten — Getränke und Weine des Landes — Gebräuche bey Tische. 73

7. Ge-

7. Gemeine Krankheiten in Tunkin — Wund- und Arzneykunst. Seite 84
8. Leichenbegängnisse — Zurüstungen dazu — Ehrfurcht für die Todten. 90
9. Religionsgebräuche in Tunkin — Sekte des Foe — Sekte des Lanzo, oder der Zauberer — Sekte der Gelehrten — Philosophen 99
10. Wissenschaften — Künste und Handwerke — Fischfang. 135
11. Innerer und auswärtiger Handel — Münzwesen — Werth des Goldes und Silbers — Waaren, so Tunkin eigen sind — Art das Salz daselbst zu machen. 148
12. Regierungsform von Tunkin — Revolutionen — Theilung der Obergewalt. 179
13. Kriegsmacht zu Lande und Wasser. 202
14. Einkünfte von Tunkin. 208
15. Civil- und Criminalgesetze — Gerichtshöfe. 213
16. Mißionen — Christen in Tunkin. 223

I.

Von Tunkin überhaupt — Temperatur des Klimas — Abwechselung der Jahreszeiten — Orkane oder Typhons, ihre Ursache — Wind, Ebb' und Fluth — Eintheilung in Provinzen — Insel, die einen Ueberfluß an Gazellen hat. — Anwachs des Landes, das nah an der See liegt.

Tunkin, Tonquin, bedeutet in sinesischer Sprache, der östliche Hof; denn als sich das sinesische Reich am weitesten erstreckte, machte Tunkin eine Provinz davon aus, und war der Sitz eines der kaiserlichen Höfe, welche diese Monarchie, nach der Meinung der Sineser, in allen Theilen der Welt unterhielt, als die Einbildung dieses stolzen Volks, die ihm benachbarten und gröstentheils zinsbare Nationen, noch für die Bewohner der äussersten Welt-Enden ausgab.

In der Landessprache selbst, heißt das Königreich An=nam, Ruhe des Mittags, von seiner Lage im mittäglichen Osten von Asien: es liegt zwischen dem 17 und 23 Grad nördlicher Breite, und 119 und 127 Grad der Länge; ganz unter dem heissen Erdgürtel. Gegen Osten gränzt es an die Provinz

vinz Kanten; gegen Westen an die Königreiche Laos und Bowes; gegen Norden an die sinesischen Provinzen Junam und Quansi, und gegen Mittag an Cochinchina und seinem Meerbusen. Es erstreckt sich 180 französische Meilen von Nord-West nach Süd-Ost, und 150 von West gen Ost.

Die Hitze ist, in Ansehung der Lage des Landes, eben nicht übertrieben groß; die Menge Flüsse die es bewässern, und die regelmäßigen Regen die da fallen, vermindern ihre Heftigkeit. Man sieht hier nicht jene ungeheuere, kahle, sandigte Gebirge, die eine so brennende Hitze in den Gegenden um den persischen Meerbusen verursachen, ob diese gleich um ein beträchtliches weiter vom Wendezirkel entfernt sind. Das Klima ist in Tunkin der Gesundheit nicht immer gleich zuträglich, selbst für die Eingebohrnen nicht, also noch weit mehr für Fremde. Vom September bis März bleibt es temperirt und gesund; in den Monaten Januar und Februar, läßt sich die Kälte ziemlich empfindlich spüren, ob man gleich hier weder Schnee noch Eis sieht; es ist sogar etwas sehr seltenes daß es hagelt, und diese verheerende Naturbegebenheit bleibt Tunkin beynahe ganz unbekannt: im April, May, Junius, wird die Temperatur der Luft ziemlich ungesund, theils wegen der Nebel und Regen, theils weil sich die Sonne ihrem Zenith nähert; und im Julius und August tritt eine unausstehliche Hitze ein.

Die Regen, die mit dem Monat May, oft auch früher, sich einstellen und bis im August dauern, machen die Erde sehr feuchte, und die Aussicht aufs Land reizend; die Bäume sind alsdenn in ihrer ganzen Schönheit; aber eben diese Regen kühlen die Luft so wenig ab, daß die Hitze nie unerträglicher ist, als wenn das Land wie überschwemmt, und die Wege unbrauchbar geworden sind, welches nicht selten im Julius und August geschieht. Der Sommer ist in diesem Königreiche die Regenzeit, wenn die Sonne am höchsten steht, oder sich diesem Stande nähert. Die Hitze, die immer mehr zunimmt, muß eine beträchtliche Ausdünstung in einem Lande verursachen, das grossen Theils mit Wasser und Wäldern bedeckt ist; die Wolken zergehn fast eben so geschwind als sie entstehn, bilden sich schnell von neuen, und strömen in Regengüssen herab, die von Sturm und Donner begleitet werden, der sich unaufhörlich und oft zu gleicher Zeit von allen Seiten des Horizonts hören läßt. Die Luft ist alsdenn erstickend, und diese Witterung herrscht von dem Anfange des Aprils, bis in die Mitte des Augusts. Die Regengüsse verursachen plötzliche und, in dem gebirgigen Lande sonderlich, gefährliche Ueberschwemmungen; die wilden Ströme reissen Steine, Erdreich, Bäume, und selbst Häuser mit fort, die sie auf ihrem Laufe antreffen. Im platten Lande, sind ihre Wirkungen friedlicher, und minder schädlicher; sie überschwemmen nur die Felder und Dörfer, und treten in die Häuser, ohne sie fortzuführen; man fährt alsdenn auf Kähnen von

den Dörfern und Häusern zu einander, und unterdessen ist der am Meere liegende Landstrich ganz trocken, weil sich das Wasser aus der Mitte der überschwemmten Provinzen, durch eine Menge Kanäle verläuft, oder in die Flüsse stürzt.

Die Bay von Tunkin und die daran liegende Provinzen, finden sich manchmal im August und einem Theil des Septembermonats, fürchterlichen Orkanen ausgesetzt, die sich zum Glücke nur Kantonsweise spüren lassen; denn wären sie allgemein, so würde die Verwüstung total seyn. Es sind schreckliche mit kleinen Regen vermischte Winde, die in 24 Stunden den ganzen Horizont umlaufen. Man erkennt ihren Gang an den Verheerungen die sie überall hinterlassen: Bäume und Häuser werden umgerissen, das Getraide ausgewurzelt und zerstreut, und die Vögel sind von dem Wirbel der sie fortführt so betäubt, daß sie zu Boden fallen, und sich mit Händen greifen lassen. Zum Glück erkennt man diese Orkane einige Tage vorher, an einem dunkeln Bogen, der sich gegen Norden zeiget; jedermann eilt alsdenn die Dächer seines Hauses zu befestigen, die Pfeiler desselben zu verwahren, und die Kähne und Schiffe fest ans Land zu binden. Alle diese Vorsicht verhindert aber nur einen Theil der Unfälle, denen man vorbauen will, denn die Gewalt des Windes und Wassers ist so stark, daß viele Fahrzeuge sich aneinander zerschlagen, und die Schiffe die in See sind, wenn sie nicht durch die hohen Küsten einiger nahen

Inseln geschützt werden, fast ohne Rettung zu Grunde gehn müssen. Am meisten wüthen die Orkane in den niedrigen Ländern, in der Nachbarschaft der See, wo man wenig Schutz findet.

Betrachtet man die verschiedenen Phenomene, welche diese Stürme zu begleiten pflegen, so scheint es, als müßte man ihre Ursache in den Tiefen der Erde suchen, die dem Meere zum Bette dienen, und aus denen öfters heftige Ausbrüche geschehn, welche die feuchte und dicke Luft mit einer entzündbaren Materie anfüllen, die eben diese schreckliche Wirkungen herfürbringt, weil sie sich nur mit Gewalt darin ausbreiten kann. Es ist nichts seltenes, daß das Meer alsdenn aus seinen Ufern braust, viele Meilen Land überschwemmt, und eine Menge Menschen und Thiere tödtet. Im Jahre 1738 kamen, nach der Versicherung eines Augenzeugens, bey einer solchen Ueberschwemmung 10000 Personen um. Um eben diese Zeit trug es sich zu, daß nach einem Knall, wie ein Kanonenschuß, ohne daß ein Sturm oder die mindeste Bewegung in der Luft zu bemerken war, die See auf einmal aufschwoll, und viele an den Küsten liegende Dörfer unter Wasser setzte; nach Verlauf einiger Stunden, trat es wieder in seine Schranken. Man hat die Anmerkung gemacht, daß diese Orkane sogleich aufhören, wenn sie von einem Donnerschlage begleitet werden, ihr Triebwerk, die feurige elektrische Materie, scheint sich in diesem Ausbruche zu verzehren.

Gewohn-

Gewohnheit, Beobachtung des Zustandes der Luft, und die Zeichen und Vorboten dieser Orkane alles dieses macht, daß die Tunkineser, diese Stürme ziemlich gewiß vorhersagen, ohne jedoch den Tag bestimmen zu können. Sie sind gewissermassen daran gewöhnt, und es gehn wenig Jahre vorüber, wo sich nicht ein solches Ungewitter einstellen sollte; man hat sogar einmal sieben in Einem Jahre gezählt; es ist die fürchterlichste Geissel dieser Regionen. Im platten Lande und auch in dem grösten Theile des gebirgichten, wehen die Winde regelmäßig, sie sind sechs Monate Nord, und sechs Monate Süd; die ersten regieren vom Oktober bis April, und die letztern vom April bis Oktober.

Die Ebbe und Fluth ändert sich nach dem Lauf der Winde, so wie die Jahreszeiten. In Europa steigen und fallen sie in sechs Stunden, in Tunkin und den umliegenden Gegenden aber steigen und fallen sie nur Einmal in einem Zeitraum von 24 Stunden, die Neu- und Vollmonde ausgenommen. Die Tunkineser, so ungeschickt sie in ihren Mondrechnungen sind, irren sich doch niemals in der Zeit der Ebbe und Fluth. Der Schlendrian ist ihr Führer, weil es den meisten an Einsichten gebricht, um den ungeheuern Almanach zu nutzen, der jährlich, von Obrigkeitswegen, von einigen Mandarinen der ersten Klasse verfertigt wird. Im November, December, Jänner, während des Nord-Mussons, ist die Fluth am höchsten, und am niedrigsten im May, Junius, Julius, beym Süd-Musson.

Tunkin theilt sich in eilf Provinzen, wovon vier von ihrer Lage gegen die Hauptstadt, die in ihrem Mittel ist, die östliche, westliche, mittägliche und nördliche heissen. Die andern sind X'u-tien-kuong, und X'u-huong-hoa, die an Sina gränzen; X'u-then, X'u-kao-bang, die letztere stoßt an Junna'n; X'u-thanh, X'unghe, in der Nachbarschaft von Cochinchina und Laos, und die Provinz Jen-Quang, die eigentlich aber nur einen Theil der östlichen Landschaft ausmacht, ob sie gleich einen besondern Namen führt. Ein schiffbarer Fluß durchströmt das Herz des Königreichs, fast nach seiner ganzen Breite; er wird Songkoy genannt, und nimmt seinen Ausfluß in der Bay von Tunkin; von seinen Inseln ist ein Theil bewohnt, und die übrigen werden zur Fischerey genutzt. Eine Menge anderer Flüsse ergiessen sich in den Songkoy, die ebenfalls zur Schifffahrt in dem Innern des Landes dienen, und mit einer grossen Anzahl von Kanälen zusammenhängen, die theils zum Verführen der Produkte, theils zum Vortheil des Reißbaues angelegt sind. Eben diese Leichtigkeit zu Wasser von einem Orte zum andern zu kommen, macht, daß die Landstrassen in sehr übeln Zustande sind.

Die Bay von Tunkin ist weitläuftig, und enthält verschiedene Inseln, wovon einige bewohnt werden; die vornehmste darunter ist Twon-bene, von den Holländern das Räuber-Eyland genannt; vielleicht wegen der Wache die sich darauf befindet, und

deren Befehlshaber das einträglichste Amt im Königreich verwalten, die Erhebung der Zölle von den Barken, die in die Provinzen Tenchoa und Ngheam fahren; man bezahlt für eine grosse Barke anderthalb Reichsthaler, und so nach Proportion für geringere; man schätzt den jährlichen Ertrag dieses Zolls auf eine Million. Diese Insel liegt unter dem 19° 15′ nördlicher Breite, eine Meile *) von der Küste, und hat nicht über fünf Meilen im Umfange; ihr Boden ist hoch und steinigt von kleinen Hügeln durchschnitten, und für den Ackerbau nicht der beste: die Einwohner ziehen wenig Vieh, aber es giebt hier eine grosse Anzahl Gazellen, die sich zwischen den Klippen und Gesträuchen aufhalten, und an deren Vermehrung den Eingebohrnen viel liegen muß, weil der Bezoar, den sie von ihnen bekommen, für sie ein sehr beträchtlicher Handlungszweig ist. Eine kleine Bay gegen Westen der Insel, ist wegen ihrer Perlenfischerey berühmt; ohne eine besondre Erlaubniß des Hofes aber, darf niemand sie fischen. Die übrigen Inseln an der Küste, dienen den Fischerbarken, zu Schutz und Zuflucht, die in einem Lande häufig sind, wo die Fischspeisen, nach dem Reiß, die gemeinste Nahrung einer ungeheuern Volksmenge ausmachen.

Die meisten dieser Inseln werden in der Folge mit dem festen Lande nur Eins seyn, weil die See sich immer mehr von diesem entfernt. Nach einer

Sage

*) Französische Meilen.

Sage ist auch die mittägliche Provinz, die beträchtlichste im Königreiche nach und nach aus dem Schosse des Meeres entstanden. Sie hat jetzt eine Länge von wenigstens dreißig Meilen, wenn man dem Laufe des Songkoy nachgeht, der in den hohen Gebirgen von Sina entspringt, und nachdem er eine grosse Strecke Landes durchlaufen, an den Mauern des königlichen Pallastes hin, und durch die Hauptstadt strömt. Diese Hauptstadt liegt jetzt wenigstens dreissig Meilen von der See, und doch ergoß sich, in entferntern Zeiten, wie einige behaupten, der Fluß noch einige Meilen über dieser Stadt, ins Meer. Was diese Meinung unterstützt, ist, daß verschiedene Flecken und Dörfer die, bey Menschen Gedenken, am Strand lagen, jetzt über eine halbe Meile davon entfernt sind, und viele darunter ein ansehnliches Terrain erhalten haben, das sie vorher nicht hatten. Der neue Boden ist zwar noch nicht fest genug, um bebaut und besäet werden zu können, aber er bringt doch schon viel Brennholz, und sogar Holz zum Häuserbau hervor, und man findet hier sonderlich viele von den Röhren, deren sich die Eingebohrnen zu Verfertigung der schönen Matten, und zu den Dachungen ihrer Häuser bedienen. Die einzige mittägliche Provinz genießt dieser Art von Vortheil, den ihr die Mündung des grossen Flusses, und die Mündungen vieler andern kleinen Flüsse durch die Menge Sand, Leim und andere irrdische Substanzen verschaffen, die sie mit sich führen, und die sich ansetzen, und diese Terrains bilden. Die Schifffahrt leidet

sehr

sehr darunter. Die Kanäle und Furthen zwischen den Inseln, auf denen sonst grosse Fahrzeuge und sogar Schiffe giengen, sind jetzt kaum für kleine Barken zur Zeit der Fluth brauchbar, und fast trocken wenn es Ebbe ist. Nach der grossen Anzahl von Sandbänken und Untiefen zu urtheilen, die sich zwischen den beyden Hauptmündungen des grossen Flusses befinden, die ohngefähr zwanzig Meilen von einander entfernt sind, muß der Boden dieser mittäglichen Provinz immer mehr und mehr zunehmen. Der größten dieser Mündungen geben die Europäer den Namen, Domea, und sie ist die einzige wo sie einlaufen. Sie wird durch einen Riff, von ohngefähr zwey deutschen Meilen im Umfange gefährlich gemacht, und ihr Kanal ist eine halbe deutsche Meile breit; auf beyden Seiten schliessen ihn Sandbänke ein, die ebenfalls die Durchfahrt den fremden Schiffen sehr erschweren. Sie können sie nicht bey der Ebbe, oder ohne Hülfe eines Lootsen der Küste, passiren. Die Fischer sind hier die Lootsen. Sie bewohnen ein Dorf Batcha, das so vortheilhaft an der Mündung des Flusses gelegen ist, daß sie nicht allein die heranfahrenden Schiffe sehen, sondern auch Kanonenschüsse hören können, welche die Europäer zu lösen pflegen, wenn sie Nord-Nord-West vom Anfang des Riffs vor Anker gegangen sind, um die Ankunft der Lootsen zu erwarten.

Die übrigen Provinzen von Tunkin, die am Meere liegen, und sich nach der Seite von Osten erstrecken,

strecken, geniessen wenig von diesem Anwachs des Bodens, weil sie nicht, wie die mittägliche Provinz, von so vielen Flüssen durchströmt werden.

2.

Topographische Beschreibung von Tunkin — Hauptstadt — königlicher Pallast — fürnehmste Städte — Heerstrassen — Einwohner der Gebirge — Produkte und Ackerbau — Art den Reiß zu bauen — Fruchtbarkeit des Bodens — Ländereyen und fischreiche Seen — Früchte — Blumen — zahme und wilde Thiere.

Man kann Tunkin in zwey Haupttheile, ins gebirgige und ins platte Land theilen. Nach Sina, und einem Theil von Cochinchina und Laos zu, machen sehr weitläufige, größtentheils mit grossen Waldungen bedeckte, Gebirge die Gränze aus: allem Anschein nach, würden sie fruchtbar seyn, wenn sie angebaut würden; sie gleichen sehr dem Theil des Apennin, der sich von Genua nach dem Adriatischen Meere erstrecket. Die Holzungen sind hier sehr schön, und man findet Gold-, Silber- und Eisengruben, und gelbes, rothes und schwarzes Kupfer, welches letztere im Lande sehr geschätzt wird. Das platte Land von Tunkin, hat mit seinen unzähligen Kanälen, Dämmen, Flüssen und Seen, viele Aehnlichkeit mit Holland. Allein durch die westliche Provinz ergiessen sich sieben grosse Flüsse, die ohngefähr funfzehn Meilen oberhalb der Residenz zusammenkommen, und eine Art von Meer, oder ungeheuern See bilden, aus

dem verschiedene Aeste entspringen, die sich wieder, von Entfernung zu Entfernung, zu beträchtlichen Flüssen vereinigen. Die wasserreichste Provinz ist die mittägliche, und macht mit ihren Flüssen und Kanälen, die von Fahrzeugen wimmeln, einen angenehmen Anblick. Sie ist eins der feuchtsten Länder die man kennt, und ihre Lage im Mittel des heissen Erdstrichs setzt sie zwar nicht einer sengenden Dürre, aber dagegen allen Unbequemlichkeiten der feuchten Hitze aus, die eine Menge Krankheiten verursacht.

Tunkin, im Ganzen genommen, ist sehr bevölkert. Man trift da wenig Städte, aber desto mehr Flecken, Dörfer und Aldeen an, die, auf jedem, vom Wasser freygelassenen, Raum, so nahe an einander liegen, daß alles nur ein einziges Dorf zu seyn scheint, und es beym ersten Anblick sehr schwer fällt, sie von einander zu unterscheiden. Man behauptet, daß es nichts seltenes sey, hier Flecken von 30, 40 bis 100000 Seelen anzutreffen.

Die einzige Stadt, die diesen Namen verdient, ist Kacho oder Kecho, die Hauptstadt des Reichs. Der König residirt hier. Sie liegt, vierzig Meilen vom Meere, am Sengkoi, unter dem 21 Grad nördlicher Breite. Man kann sie an Grösse den berühmtesten Städten Asiens gleich setzen, aber an Volksmenge kommt ihr keine der bekannten Städte bey, sonderlich den ersten und funfzehnten jedes Monats nicht, wo die grossen Märkte gehalten werden, wel-

che die Einwohner der Flecken und Dörfer, eines ziemlich grossen Umkreises, herbey zieh'n. Die ungeheure Menge der Einwohner der Stadt, wird nun auf einmal durch Millionen anderer vermehrt, so daß es schon viel ist, wenn man in einer halben Stunde, einen Weg von hundert Schritten machen kann, obgleich die Gassen sehr breit sind. Unterdessen herrscht, dieses Gewimmels ohngeachtet, die größte Ordnung in der Stadt; jede Waare hat ihre gewisse Gasse, die einem oder zweyen Dörfern gehört, die allein darin feil haben dürfen.

Die Strassen in Kecho sind schön und breit, und zum Theil oder reihenweise, mit Backsteinen gepflastert; die ungepflasterten Wege bleiben für die Pferde, Elephanten, die königlichen Wägen, und das Vieh. Zwey Drittel der Häuser sind von Holz, die übrigen von Stein; unter diese gehören die Comptore der fremden Kaufleute, die unter der Menge von Bambus- und Leim-Hütten hervorstechen. Die Palläste der Mandarine und die öffentlichen Gebäude, die einen grossen Platz einnehmen, haben nichts merkwürdiges als ein grosses Gebäude von Holz, das dauerhafter als die gewöhnlichen Häuser aufgeführt, und mit Bildhauer-Arbeit und Gemälden geziert ist. Das Innere besteht aus vielen Gemächern und Kabinetten; die Parkets und Fußböden sind sauber, und Ziegeln von verschiedenen Farben dienen zum Dach.

Die Häuser der gemeinen Leute, bestehen aus einem Dach, das auf Pfeilern ruht, und ge-

wöhnlich mit Stroh, Meerbinsen, oder grossen Baumblättern gedeckt ist, die dreißig bis vierzig Jahre dauern können. Diese Häuser haben weder Plafonds noch Stockwerke; sie werden blos durch Verschläge, zu den verschiedenen Bedürfnissen und Gebräuchen, abgetheilt. In diesem Lande ein Haus von verschiedenen Stocken aufrichten, würde ein Staatsverbrechen seyn. Man kann leicht denken, daß diese Gebäude von geringer Dauer sind, und der Gewalt der Ströme nicht widerstehen. Alle haben durchgängig so viele Thüren und Fenster, als der äusere Verschlag oder Wand ertragen kann, um die Luft von allen Seiten durch zu lassen, und es so frisch und kühl darinn als möglich zu erhalten. Keine von allen diesen Oefnungen ist mit Glas vermacht, und kaum kennt man es in diesem Lande. Es wird durch Leinewand, die nicht sehr dicht ist, oder durch Matten von Bambus und Ratan ersetzt, die so fein sind, daß man fast durchsehen kann.

Die Art wie die Häuser gebaut und gedeckt sind, setzt sie sehr leicht der Feuersgefahr aus; auch wendet man die größte Aufmerksamkeit an, ihr vorzubeugen. Es ist verboten des Nachts Feuer zu haben, oder es zu andern, als gewissen gesetzten Stunden des Tages anzuzünden. Die Polizey visitirt wenn man sichs am wenigsten vermuthet, und züchtigt diejenigen, die im Uebertretungsfall angetroffen werden. *) Gewöhn-

*) Der V. merkt hier an, daß die Anhänger einer gewissen Sekte des Lanzo, die für Magiker und Zauberer

wöhnlich herrscht die größte Ordnung in dieser Hauptstadt. Sie wird in Viertel und Handwerks-Zünfte abgetheilt, von denen jede ihr Oberhaupt hat; sie formiren verschiedene Innungen und Gilden, die ihre eigene Polizey und Gesetze haben. Der Handel der hier getrieben wird, ist sehr groß, und geschieht allein durch den Fluß, der durch die Stadt strömt, und Ueberfluß und Fülle verbreitet. Es wimmelt von einer unsäglichen Menge Fahrzeuge und Barken der Provinz-Einwohner, deren hauptsächliche Beschäftigung es ist, mit der Hauptstadt zu handeln, und die alle Arten von Kaufmanns-Waaren und Lebensmitteln einführen. Jedes Fahrzeug bezahlt fünf Sols an Werth Ankergeld, welches eine beträchtliche Summe im Ganzen ausmacht, da die Anzahl so ungeheuer ist, daß es sehr schwer wird bis ans Ufer zu kommen. Unsre Schiffreichsten Flüsse und blühendste Häfen, Venedig selbst, mit allen seinen Gondeln und Fahrzeugen, können nur eine schwache Vorstellung von dem Gewimmel und der Volksmenge auf dem Fluß zu Kecho geben;
und

derer berühmt sind, vor 30 oder 40 Jahren, ansehnliche Feuersbrünste verursachten, indem sie brennende Pfeile auf die Bambus- und Strohdächer abschossen. Die Abschiessung der Pfeile gehört mit zu den Beschwörungs-Cerimonien dieser Zauberer, wie ich mich aus dem Tong-kien-kang, mou erinnere; allein ich ziehe die ganze Geschichte der Mordbrennerey im Zweifel, da ich keinem Bekehrer traue, wenn er ein Bubenstück von den Priestern andrer Religion erzählt. A. d. U.

und doch sind auf jedem Fahrzeuge nur so viel Personen, als zu seiner Ladung und Regierung erfordert werden. Die Kaufleute haben alle Häuser in den benachbarten Dörfern, und keiner wohnt auf den Schiffen, wie Tavernier und andre fälschlich behauptet haben.

Der Pallast des Königes nimmt einen Theil der Stadt ein: er ist mit Mauern eingefaßt, die aber von den Häusern, die sie umgeben, ganz versteckt werden. Dieses Viertel ist das schönste und bestgebauteste in der Stadt; es wird von den angesehensten Personen bewohnt; die Grossen des Reichs und die Gerichtshöfe haben hier ihren Auffenthalt, und ein Platz zum Bauen in dieser Gegend, wird unsäglich theuer bezahlt.

Der Pallast ist von grossen Umfange, aber seine Bauart nicht ausgezeichneter als die von den übrigen Haupt-Gebäuden der Stadt. Der Eingang verkündigt nichts von der Grösse des Monarchen, der ihn bewohnt, oder den Reichthümern die er einschließt. Das ist alles, was Fremde und besonders die Mißionarien, (die nur durch eine besondere Gnade, den Eintritt erhielten, und keine Beschreibung davon mitzutheilen im Stande waren, weil sie zur Audienz mit der größten Vorsicht geführt wurden,) mit eigenen Augen davon bemerken konnten: denn was die übrigen betrift, so kamen sie nur hinein und heraus, um von dem obersten Gerichte, das seine Sitzungen darinn hält, gerichtet zu werden und den Kopf zu verlieren. Man weiß blos von

den

den Bedienten des Fürsten und den Mandarinen, daß die Gebäude woraus er besteht von dem schönsten Holz oder von Backsteinen gebaut, und das Schnitzwerk, die Vergoldung und Lackirung so gesucht und schön sind, als es in einem Lande möglich ist, das in den Künsten noch nicht die Fortschritte wie Sina gethan hat; Gold und Silber soll darin von allen Seiten glänzen! man findet da Gärten, Parks, Seen, Buschholz, Kanäle, kurz, alles was zum Vergnügen und zur Bequemlichkeit der Personen dienen kann, die ihr Leben darin zubringen, sonderlich des Frauenzimmers des Fürsten, das den Pallast niemals verläßt, so wenig als die andern Weibspersonen und die Verschnittene von der Aufwartung.

Vor der Revolution, die in Tunkin die Regierungsform eingeführt hat, die noch daselbst existirt, war alles weit schöner und dauerhafter gebaut, als jezt. Die dreifachen Mauern der alten Stadt und des alten Pallastes, seine mit Marmor gepflasterten Höfe, die Trümmer von seinen Thoren und Gemächern, geben einen grossen Begrif von dem, was er in der Zeit seines Glanzes war, und lassen uns die Zerstörung eines der schönsten und weitläuftigsten Gebäude von Asien betrauern, denn dieser Pallast allein hatte einen Umfang von sechs bis sieben deutschen Meilen. Die heutige Residenz hat weder Mauern noch eine andere Vertheidigung von aussen; sie wird blos, wie die andern Städte und beträchtlichen Oerter dieses Königreichs von einer lebendigen Bambushecke umgeben, die freilich

vor Räubern, und selbst vor einem Ueberfall von Kriegern, besser schützt, als alle Mauern, die man in diesem Lande bauen konnte.

Die Gegenden um die Königs-Stadt, dienen einem zahlreichen Corps Truppen zum beständigen Aufenthalt, die der König auf allen Fall bereit hält. Das Zeughaus und die übrigen kriegerischen Vorrathshäuser nehmen den Rand des Flusses ein. Auf der andern Seite des Songkoy ist die Stadt der Sineser. Vor diesem wurden die Fremden, und sogar die Europäer in der Residenz-Stadt aufgenommen; ihre Schiffe blieben in einer Art Bucht oder Hafen, der sich in dem Flusse zwölf oder funfzehn Meilen von seiner Mündung befindet, vor Anker, aber ihre Magazine und Wohnungen waren zu Kecho. Jetzt sind sie völlig davon ausgeschlossen. Die Ursache ist, daß die Sineser sich in Tunkin zu sehr bereicherten und vermehrten, und man bey dem Stolze und Unternehmungs-Geiste dieser Nation, zu fürchten anfieng, sie mögten, wenn sie stärker würden, eben so eine Empörung wie zu Batavia, Siam, den Manillen, und den übrigen östlichen Ländern anzetteln, wo Handel und Wandel sie einnisten. In Tunkin war dieses um so gefährlicher, da dieses Königreich vor Zeiten einen Theil von Sina ausgemacht hat, und es ihnen also desto weniger an Vorwänden und Ueberredungsmitteln fehlen konnte. Unterdessen haben sie die Freiheit im ganzen Königreiche herum zu ziehn, wo sie einen grossen Handel treiben; sie können auch in

die Residenz kommen, aber sie dürfen sich nicht darin niederlassen. Den andern Fremden ist der Eintritt in diese Stadt völlig untersagt, sie dürfen ihr sogar, ohne ausdrückliche Erlaubniß, nicht zu nahe kommen.

Nimmt man, wegen ihrer Grösse, einige Städte aus, die für Hauptstädte der Provinz gelten können, und von den Mandarinen und obrigkeitlichen Personen bewohnt werden, so verdienen die übrigen diesen Namen nicht, und sind schwer von den andern Flecken, Aldeen und Dörfern zu unterscheiden. In einigen dieser Städte ist ein Theil der Gassen für die Fußgänger mit Steinen gepflastert, und der ungepflasterte Theil bleibt für das Vieh, und die Lastthiere. Da das Land allenthalben von Kanälen und Flüssen durchschnitten wird, so bedient man sich sehr wenig der Fuhrwerke und Pferde; die Lasten werden von Menschen an Bambus-Stäben getragen, an deren Enden sie sie befestigen.

Hean ist nach der Hauptstadt die ansehnlichste Stadt in ganz Tunkin. Sie hat mehr denn 2000 Häuser, und nimmt also, nach der Art zu bauen des Landes, einen sehr beträchtlichen Platz ein. Sie ist einer der fürnehmsten Märkte des Königreichs, und der Zusammenfluß von Volk hier sehr groß. Sie liegt an dem rechten Ufer des Flusses, 4 oder 5 Tagreisen von seinem Ausfluß ins Meer. Die Franzosen hatten hier sonst ein Comptor. Da sie nur zwey

Tagreisen zu Wasser von der Hauptstadt entfernt ist, so wird hier mit Niederlagen ein grosser Verkehr getrieben.

Domea, fünf oder sechs Meilen von der Mündung des Flusses, ist nicht so groß wie Hean, aber den Fremden sehr bekannt, weil ihre Schiffe in der Bucht ankern, die der Fluß der Stadt gegenüber bildet, und es der einzige Ort ist, wo sie zu Betreibung ihrer Angelegenheiten Niederlassungen haben dürfen. Im letzten Jahrhunderte besassen sie Comptore zu Hean und sogar in der Hauptstadt, allein die Eifersucht der Regierung, und die Vorstellung die man sich von den Europäern macht, die man für weit unternehmender und stärker als die Morgenländer hält, haben sie gänzlich von dem Herzen des Königreichs entfernt. Man befürchtete, sie mögten unter dem Vorwande von Magazinen *), Festungen anlegen, und sich so einiger Plätze bemeistern. Die Vortheile die man aus dem Handel mit ihnen ziehen konnte, kamen gar nicht in Betracht. Als die christliche Religion in Sina öffentlich geduldet wurde, genoß sie auch vieler Freiheiten in Tunkin; die Bischöfe und apostolische Vicarien hatten ein Haus zu Hean, unter dem Titel, der Vorsteher des Handels ihrer Nation, obgleich niemanden ihr eigentliches Geschäfte unbekannt war; allein jetzt irren die Missiona-

*) Die Tunkineser hatten die Beispiele davon in Java, Malacca, und andern Orten.

A. d. U.

sionarien und Bischöfe unstät und heimlich im Lande umher, und sind immer der Gefahr blos gestellt, ihren Eifer mit ihrem Blute besiegeln zu müssen. Vor zwanzig Jahren erlaubte der König den Mißionarien, ein Haus zu Domea zu bauen, allein die Verfolgung von 1773, brachte sie aller Wahrscheinlichkeit nach wieder darum.

Wir haben schon oben bemerkt, daß lebendige Bambushecken die Ringmauern aller dieser Städte sind. Man erkennt die Wohnungen wohlhabender Privatpersonen, an eben dieser Einfassung, womit sie ihre Häuser und Gärten umgeben. Dieses, und die Alleen von Arecas die sie pflanzen, macht den angenehmsten Blick, den man sich denken kann; man glaubt so viel Parks zu sehn. In dem niedrigen Lande, werden die Häuser, wegen des Wassers zur Zeit der Ueberschwemmung auf künstlichen Anhöhen gebaut; jedes Stückchen Erdreich ist hier wegen seiner Fruchtbarkeit kostbar, und zu den Häusern wird daher so wenig Platz als möglich genommen, aber alle sind nach der Schnur gebaut.

Die Heerstrassen werden auf gemeine Kosten erhalten; sie sind breit, und so hoch, daß sie von Ueberschwemmungen nichts zu befürchten haben. Da sie aber nicht gepflastert sind, und stark gebraucht werden, so machen sie zur Regenzeit nur Eine Kothmasse aus. Es ist unmöglich durchzukommen, wenn man nicht barfuß geht, und das thun alle Tunkineser, nur

die

die Mandarine und andere Personen von Stande nicht, die allein Pferde und das Recht haben, sich ihrer bedienen zu dürfen. Leute die sich in guten Umständen befinden, reiche Kaufleute zum Exempel, lassen sich in einer Art Hamack tragen, der an den beyden Enden eines Brankard, von zwey, vier oder mehrern Personen getragen wird, je nachdem es der Wohlstand und die Prachtsucht des Besitzers erlaubt.

Die Privat- und Schleifwege werden von den Bewohnern der Dörfer und Flecken unterhalten, denen sie zur Gemeinschaft eines Orts mit dem andern dienen. Man findet hier keine Brücken über die grossen Flüsse; zwar als Tunkin noch den Sinesern gehörte, hatten diese steinerne anlegen lassen, allein die Könige von Tunkin liessen sie überall niederreissen, um die Communication in Kriegszeiten desto mehr zu erschweren. Man hat einige hölzerne über die kleinernen Flüsse und Kanäle; sie sind mit Ziegeln gedeckt. Die mehresten sind von Bambus-Stangen gemacht; mit dem einem Ende ruhen sie auf dem Ufer des Flusses oder Kanals, und mit dem andern, sind sie vorne gegen einander gestemmt, so daß sie einen ziemlich hohen Winkel formiren; Brücken der Art sind sehr steil zu steigen, und noch gefährlicher ist es wieder herab zu kommen; nur die leichtesten und geschicktesten Tunkineser paßiren sie ohne Mühe. Die Bonzen verfertigen diese Brücken; sie geben ihnen ein Oldach aus leichten Stangen, mit Binsen oder Baumblättern gedeckt.

In

In denen grőstentheils mit Waldungen bedeckten Gebirgen, stehen die Hăuser sieben oder acht Schuhe ůber dem Boden erhaben, und auf Pfeilern: ihr Fußboden ist aus indischen Rohre, das man aber nicht so genau an einander fůgen kann, um sich dadurch vor der Wirkung der Luft und Kălte zu schůtzen, die in den Wăldern und erhabenen Landstrichen weit empfindlicher ist als in den niedrigen und an das Meer grănzenden Provinzen. Unter diesem Fußboden ist der Stall fůr's Vieh. Ein mit Thon ůberzogenes, vier Schuh grosses Viereck, auf dem man Feuer anmacht, und die Gefăsse zur Zubereitung der Speisen setzt, vertritt die Stelle des Heerds und der Kůche. Diese Hăuser haben weder einen Rauchfang noch andre Oefnung um den Rauch durchzulassen, der sich dann allenthalben verbreitet, ihre rauhen Bewohner leiden ihn, ohne davon inkommodirt zu werden, und halten ihn sogar der Erhaltung ihrer Gebăude fůr zutrăglich. Die Wohnungen liegen in diesen Gebirgen, ohne Ordnung und ziemlich weit von einander, zerstreut, aber alle stehn unter dem Hauptort ihres Distrikts, und unter gewissen Obrigkeiten, die von den Einwohnern anerkannt werden, obgleich die Wirkung der allgemeinen Polizey in den waldigten und gebirgigen Gegenden weniger gespůrt wird, als in dem platten Lande: man kőnnte einige dieser Menschen mit den Wilden vergleichen, so unwissend und rauh sind sie.

Die Fischer, und die, welche sich mit der Schiffarth in dem Innern des Kőnigreichs, abgeben,

geben, wohnen auf den Flüssen und Kanälen, in Hütten, die auf Flössen von indischem Rohre, gebaut sind, aber mehr als einmal des Jahres einer Ausbesserung bedürfen. Diese Ausbesserung geschieht aber nach und nach, und ohne das Gebäude einzureissen, das vom Floß getragen wird. Lianen, dreißig bis vierzig Fuß lang, dienen statt der Seile, und befestigen diese Art Häuser am Ufer: sie sind sehr stark und dauern lange.

Die volkreichsten Provinzen sind auch am besten angebaut; und die Fruchtbarkeit ist sonderlich in dem platten Lande sehr groß, das sich dem Equator mehr nähert, und also der Wirkung der Sonne mehr ausgesetzt ist. Die häufigen und starken Regen, welche die Hitze mäßigen, die Menge von Flüssen und Kanälen, und die Fluth des Meeres, die das Wasser des grossen Flusses, bis zwölf Meilen über die Residenzstadt hinauf treibt, dieser Reichthum an Wasser, erhält das Erdreich in einer beständigen Feuchtigkeit, die desto zuträglicher für die Vegetation ist, da die Sonnenstralen sie unaufhörlich erwärmen: auch ist es hier beständig grün, und das Auge genießt des reizenden Anblicks; der größte Theil der Bäume, verliert niemals sein Laub. Die Erde läßt sich überaus gut bauen, und die Reiß-Erndten, welche die vornehmste Nahrung der Nation ausmachen, misrathen niemals, und sind fast immer gesegnet.

Der Reiß, der für die Morgenländer das ist, was uns das Korn, macht den ersten Gegenstand

genstand der Beschäftigung der Tunkineser aus, und sie liegen seinem Bau mit der größten Emsigkeit und mit unaufhörlicher Arbeit ob. Man läßt ihn im Hause, in Kübeln, die zu diesem Gebrauche bestimmt sind, keimen, und säet ihn darauf recht dick, in ein Erdreich das erst wohl gewässert ist, hierauf geschlagen und so genau als möglich geebnet wird: sobald der Boden trocken ist, geht er sehr geschwinde auf; nach vier oder fünf Wochen ist er schon im Stande verpflanzt zu werden, und man steckt ihn nun auf die dazu bestimmten Felder, Pflanze neben Pflanze: dieses ist eine Weiber Arbeit; Verwandte und Nachbarn helfen sich wechselsweise. In Zeit von drey Monathen, von dem Tage des Verpflanzens an gerechnet, wächst und reift der Reiß und wird gerndtet. In dem platten Lande, wo man Wasser nach Wunsch hat, erndtet man zweymal des Jahres. Das Feld wird mit leichten Furchen gepflügt, in deren Zwischenräume man das Wasser laufen läßt, und in der erfoderlichen Höhe erhält. Man bedient sich dazu der Büffel oder Ochsen; ein einziger ist im Stande den leichten Pflug zu ziehn, und man leitet ihn vermittelst eines durch die Nase gezogenen Seils.

Man kann alle Reißfelder als so viele Moräste ansehn, die beständig mit Wasser, in verschiedener Höhe, angefüllt sind. Diejenigen die unaufhörlich davon bedecket werden, betrachtet man als die fruchtbarsten. Die Quellen, Seen, Kanäle und Flüsse verschaffen dieses Wasser; vermittelst einer Art Pumpen, bringt man's auf

die Felder, und schöpft es dann aus den Gräben, die um die Aecker gezogen sind, aufs Land. Die Schnitter, die den Reiß ärndten, stehn im Wasser bis an die Knie. In den Gebirgen, wo man nicht genug Wasser hat, und auf den Regen wartet, um die Aecker zum Reiß zuzubereiten, säet man nur einmal des Jahres, und zwar im fünften oder sechsten Mond, welches ohngefehr auf unsern Monath Junius hinauskommt. Die Reißpflanze wächst drey bis vier Fuß hoch; die Blätter sind breiter als am Weizen; sie trägt zwey breite, wohl getheilte Aehren, mit länglichen und platten Körnern. Die Aehren sind mit einem, zwey oder drey Zoll langen Bart bekleidet, am Ende gabelicht, und gewöhnlich unten gekräuselt. Das Reißkorn ist weiß, und mit einer braunen und dunkelgelben Haut umgeben, die man wegnehmen muß, ehe man es geniessen kann. Es ist sehr wahrscheinlich daß aus Ostindien der Reiß in die übrigen Theile der Welt gekommen ist. Es giebt Reiß von verschiedener Farbe, gelben, rothen, weissen, schwarzen; es giebt sogar welchen, der einen sehr angenehmen Geruch hat, und dessen man sich vorzüglich zu den Opfern bedient. Man ißt alle diese Arten Reiß. Der Reiß aber aus dem man den Arrack brennt, wird nur im äussersten Nothfall zur Nahrung gebraucht, weil er schwer zu verdauen ist.

Die Tunkineser könnten noch eine dritte Erndten halten, wenn sie Gersten zwischen den Reiß, und auf die Erhöhung der Furchen säeten. Dieser Gebrauch, der in den fruchtbarsten Provinzen

von

von Sina sehr üblich ist, ist in Tunkin noch nicht eingeführt. Man säet hier kein Korn; und es giebt hier auch keine Weinberge, und keine Wiesen. Unterdessen bekommen die Einwohner, von den Zwischenräumen der Reißfurchen, unter den Bäumen, an den Wegen, und den Rasenreihen welche die Aecker scheiden, so viel Graß, als sie für ihr Vieh brauchen. Auf dem feuchten und fetten Boden, und unter einem so milden Himmelstrich, wächst das Graß sehr geschwinde.

Einige gute Landwirthe pflanzen auch in der Zwischenzeit der beyden Reiß Erndten, Erbsen, Bohnen und anderes Zugemüsse, ohne den Reißbau deswegen zu vernachläßigen; sie füllen jedes Fleckchen damit an, sogar die Rasenreihen, die sich zwischen den verschiedenen Eigenthumen befinden. Es geräth alles, weil der Boden in Tunkin fürtreflich und fast unerschöpflich ist. Die Ueberschwemmungen geben ihm eine Schlammerde, die den besten Dünger übertrift. Die Fruchtbarkeit in jeder Jahreszeit ist überschwenglich, und erhält in eben dem Grade die zahlreiche Bevölkerung. Dieselben Felder welche den Reiß hervorbringen. wimmeln auch von Fischen von allerhand Artf Die grossen Ueberschwemmungen führen sie au, die Aecker, und sie finden hier eine Aetzung die sie erhält. Wenn das Wasser sich verlaufen hat, bleiben noch Fische genug in den Gräben und Hölungen zurück, um zu laichen, und die Reißfelder zur Zeit des hohen Gewässers, von neuen zu bevölkern. Wird nun das überflüßige Wasser von den Feldern abgeleitet, so vermiethet jedes Dorf die

Fische-

Fischerey seines Distrikts. Was in den Graben und niedrigen Oertern übrig bleibt, reicht zu seiner täglichen Consumirung noch immer zu. In der mittäglichen Provinz ist ein beträchtlicher Kanton, der einem See gleicht, und niemals ganz austrocknet. Man besäet ihn, wenn das Wasser am niedrigsten steht, im fünften Monath ohngefehr, mit Reiß, der vor der Zeit der grossen Regen noch eingeerndtet werden kann. Ist aber das Wasser zu groß, als daß man Rechnung auf den Reißbau machen könnte, so fischen diejenige, die das Ufer dieser Art von See bewohnen, eine ungeheure Menge Krabben, welche den Flußkrebsen gleichen, und den Einwohnern statt einer zweyten Erndte dienen. Diese Krabben werden sehr gesucht, und dienen das ganze Jahr hindurch die Fischspeisen zu würzen, welche die gewöhnliche Nahrung des gemeinen Volks sind.

Wir haben schon angemerkt daß weder Korn noch Wein in Tunkin wächst; der Reiß scheint das natürliche und angemessenste Nahrungsmittel der Völker in diesem Weltstriche zu seyn, und da die Reben zu viel Boden in einem Lande wegnehmen würden, wo jedes Fleckchen so kostbar ist, und unaufhörlich Gemüß und Früchte von allerhand Art hervorbringt, so würde auch überdies der Gebrauch des Weins in einem so heissen Klima, zu viel schädliche Folgen nach sich ziehn.

Das Obst in Tunkin steht an Fürtreflichkeit, dem in dem übrigen Ostindien in nichts nach, aber die Orangen sind hier ungleich besser, und von verschie-

verschiedenen Sorten. Der Lechea, den die Eingebohrnen Bejay nennen, wächst auf einem hohen Baum, dessen Blätter dem Lorbeer gleichen: die Frucht komt Traubenweise an den Aesten hervor, und jede Beere hat die Gestalt eines Herzens, und die Dicke eines kleinen Hüner-Eys. Wenn sie reif sind, so ist ihre Farbe ein Karmoisinroth. Die Schaale ist dünn und öfnet sich leicht. Sowol der Geschmack als das Auge werden von der Treflichkeit und Schönheit dieser Frucht geschmeichelt; sie dauert nur 40 Tage. Ihre Jahreszeit ist der April. Um diese Zeit drücken die Bedienten von der königlichen Küche ihr Siegel auf die Bäume die den besten Bejay versprechen, ohne sich zu bekümmern wem sie angehören. Die Eigenthümer sind alsdenn nicht allein verbunden sie unberührt zu lassen, sondern auch noch besondere Sorgfalt für diese dem Hof aufgehobene Früchte zu tragen. Der Jaca (wol die größte Frucht in der Welt, denn es giebt welche die über einen Centner wiegen,) ist in Tunkin grösser als anderswo. Seine Jahreszeit geht vom März bis in September. Die Maulbeerbäume werden in Tunkin weniger wegen ihrer Frucht als wegen des Unterhalts der Seidenwürmer geschätzt. Die Seide ist hier so gemein, daß sich die ärmsten Leute darein kleiden. Dieses Land hat noch weit mehr ihm eigene Obstbäume (die es aber den Herrn Mißionarien nicht gefallen hat, uns bekannt zu machen) und sonderlich eine Menge Sträucher und sogar Bäume, welche das ganze Jahr durch Hülsen tragen, in denen das gemeine Volk eine Art Boh-

nen zu seiner Speise findet. Birnen, Aepfel, Abricosen, Pfirsiche, kennt man in Tunkin nicht; doch giebt es hier eine wilde Frucht, die in etwas der Pfirsiche an Gestalt und Geschmack gleich kommt. Eben so wenig kennt man hier Kohl, Artischocken, und andre unserer gemeinsten Pflanzen und Wurzeln.

Die Zuckerröhre, die man auf die Reihe der nützlichsten Producte des Landes setzen kann, wachsen hier von Natur; aber die Tunkineser verstehn sich nicht darauf den Zucker zu läutern, ob sie ihn gleich stark zu den gewöhnlichen Bedürfnissen des Lebens, und zum Einmachen von verschiedenen Sorten Obstes und Wurzelwerk gebrauchen, das sich hier, trotz der herrschenden Nässe ihrer Atmosphäre, ziemlich lange hält.

Sie machen sich wenig aus den Blumen, und ihre Wartung wird fast ganz bey ihnen aus der Acht gelassen. Die Büsche prangen mit sehr schönen Rosen; die vorzüglichsten darunter, sind weiß mit Purper gemischt, und von einem herrlichen Geruch. Man hat auch gelbe und rothe, die nicht riechen, und deren Strauch keine Dornen hat. Die Lilie ist hier wie in ganz Indien sehr gemein. Sie ist weiß wie die Europäische; der Stengel hoch, aber die Blume kleiner. Der Persische Schasmin findet sich hier überall in den Hecken; die Blume die am meisten geschätzt wird, ist eine Art Capernstrauch von weisser oder rother Farbe, die einen ganz fürtreflichen Geruch hat, der auch gepflückt sich

wenig=

wenigstens noch vierzehn Tage hält: die Damen des königlichen Harems bedienen sich derselben zu ihrem Putz.

Unter dem zahmen Vieh werden die Ochsen und Büffel bloß allein zum Ackerbau gebraucht; man schlachtet sie niemals, obgleich ihre Erhaltung kein Religionsgesetz wie in manchen Ländern von Indien ist. Die Pferde sind klein, aber feurig und stark: sie würden sehr gute Dienste leisten, wenn man nicht lieber hier zu Wasser als zu Lande zu reisen pflegte. Bloß die Prinzen und Mandarine halten welche: ihr Gebrauch wird mehr wie ein Staat, als wie ein reeller Nutzen betrachtet. Esel und Schaafe kennt man hier nicht. Es giebt wenig Ziegen, viel Schweine, deren Fleisch gesund und von gutem Geschmack ist, und Katzen, die aber zu nichts taugen: sie fangen keine Mäuse und Ratten; dies thun die Hunde. Das gemeine Volk ißt Katzen, Hunde und Ratten. Das Geflügel, als Enten, Gänse, Hüner, ist allenthalben in Ueberfluß vorhanden; es verbreitet sich sogar in die Wälder, wo es ohne Wartung fortkommt. Die Einwohner von Tunkin, brüten wie die von Sina, die Enten-Eyer in Oefen aus, und vermehren so ihre Anzahl zu einer ungeheuern Menge. In einem so wässerigen Lande findet diese Art Geflügels freilich sehr leichten Unterhalt. Die Felder, Flüsse, und Kanäle sind mit verschiedenen Sorten Vögeln bedeckt, die alle gut zu essen sind. Man fängt sie in Netzen und Schlingen, denn obgleich die Jagd und Fische-

rey

rey durchs ganze Königreich frey ist, so ist doch der Gebrauch des Feuergewehrs bey Lebensstrafe verboten.

Man sieht hieraus, daß in diesen fruchtbaren Klimas der Ueberfluß an Lebensmitteln, der ungeheuern Volksmenge angemessen ist, und sie begünstigt. Aber zugleich zeigt auch die Qualität der Speisen gewissermassen die Qualitäten der Nation an. In den Morgenländern sind alle Früchte von herrlichem Geschmack, aber wenig nahrhaft, und die Menschen sind fein und geschickt, aber schwach und von geringem Muth.

In den Wäldern der gebürgigen Provinzen, findet man Hirsche, Rehe, wilde Schweine; auch Pfauen, Rebhüner von einer besondern, dem Lande eigenen, Art, und andere Gattungen von Vögeln. Die Tiger machen die Nachbarschaft dieser Wälder sehr gefährlich: sie sind von verschiedener Grösse, einige acht bis zehn Fuß lang, und von erstaunlicher Stärke; sie bemächtigen sich der größten Büffel, und schleppen sie mit einer unglaublichen Leichtigkeit weg. Wenn sie hungrig sind, richten sie schreckliche Verwüstungen an; ein solcher Tieger zerriß in einem Flecken 85 Personen, ohn daß es möglich war ihn anzugreifen, oder seinem Grimm Einhalt zu thun, wenn man sich nicht einem gewissen Tod aussetzen wollte, weil es verboten ist, Feuergewehr zu führen. Die wilden Elephanten sind eben so furchtbar. Wenn sie aus den Wäldern ins ebene Land kommen, werfen sie Häuser um, und

tödten

tödten die Menschen die sie antreffen. Die Menge und Mannigfaltigkeit der Affen in den Hölzern, ist sehr groß, einige haben Köpfe wie die Hunde, andere sollen, wie die Einwohner sagen, sechs bis sieben Fuß hoch seyn. Diese Thiere richten ebenfalls grossen Schaden an, wenn die Früchte reif werden. Die Papageyen sind nicht minder den Erndten gefährlich; man stellt allgemeine Jagden gegen sie an, um sie auszurotten, oder wenigstens zu verscheuchen. Man bedient sich dazu der Netze, Messer, und beschlagenen Stöcke. Oft gelingt es den versammelten Einwohnern eines Kanton's, auch grosses Wild bey solchen Treibjagen zu fangen, und die kleinen Thiere, und sogar die Vögel zu zwingen, in die gestellten Fallen zu laufen.

3.

Bevölkerung — Karakter der Einwohner, und ihre Verschiedenheit — Sitten — körperliche Eigenschaften — Kleidung.

Tunkin kann als das bevölkerste Land der bekannten Welt angesehn werden, sonderlich die vier, an die Residenz gränzende, Provinzen. Die waldigten Gegenden sind weniger bevölkert, ob sie gleich auch viele Menschen enthalten. Es giebt im ganzen Königreiche weder befestigte Plätze, noch mit Mauern umgebene Städte. Man zehlt 9000 Flecken, die den Namen *Xa* führen, und dreytausend damit verbundene, die *Zraï* heissen. Viele Dörfer oder Gemeinden, hängen von diesen Hauptörtern ab.

Obgleich das Volk von Tunkin unter einerley Herrn und einerley Gesetzen steht, so ist es doch aus verschiedenen Racen zusammengesetzt, die sich nur nach dem äusserlichen gleichen, und deren Neigungen ganz verschieden sind.

Das Volk, das in den Gebirgen wohnt, lebt von der Jagd, und den Produkten der Erde, die es um seine Wohnungen her baut, ohne fast den geringsten Umgang mit den Bewohnern des platten Landes zu halten, von denen es als ein Volk von Wilden und mit Recht angesehn wird, wenn man auf die Einfalt seiner groben Sitten, auf seine Gewohnheiten, die nur das Resultat des natürlichen Instinkts sind, und auf seinen Widerwillen vor der Gesellschaft, und die Gebräuche der andern Tunkineser, Rücksicht nehmen will, deren Anblick es flieht. Es hält sich übrigens ruhig, und giebt der Regierung keinen Anlaß, seinetwegen auf der Hut zu seyn, ob man gleich weiß, daß es im Nothfalle die tapfersten und besten Soldaten, unter der ganzen Nation, stellen würde.

In eben diesen Gebirgen wohnt ein anderes Volk, das ganz von diesem unterschieden ist. Es ist sinesischen oder tartarischen Ursprungs, wohnt blos in Wäldern, und verändert seinen Aufenthalt oft, sonderlich wenn es merkt, daß das Land, das es baut, sich zu erschöpfen anfängt: alsdann zieht es weiter, und macht ein anderes Fleck urbar. Dies besondre Volk ist das gesitteteste in Tunkin, und in der Kenntniß

der

der sinesischen Schriftzüge am besten unterrichtet; es treibt mit dem platten Lande einen Handel, der wenig bekannt, aber sehr einträglich ist. Ohnstreitig versteht sich dies Volk auch am besten darauf, die Metalle, die in den Bergwerken stecken, und die verschiedenen Gattungen von kostbaren Holz zu nutzen, das in den Gebirgen wächst, und worunter der Zimmt sonderlich sehr gemein ist. Er darf aber nicht eingesammelt oder verkauft werden, sondern der König hat sich den ausschließlichen Handel davon vorbehalten. Die Jäger dieser Nation, sind sehr geschickt mit dem Bogen zu schiessen; sie besitzen ein Geheimnis ihre Pfeile zu vergiften, und dem Gifte einen so bestimmten und genauen Grad von Wirkung zu geben, daß sie auf dem Punkt wissen in welcher Entfernung das getroffene Wild umfallen wird; selten betrügen sie sich. Das Gift hat unterdessen keinen Einfluß auf das Fleisch, und sie essen ohne Schaden davon. Die Diebe und Räuber wagen es nicht sich ihren Wohnungen zu nähern; und die Tiger selbst scheinen sie zu scheuen: Alle diese ausserordentliche Talente und Eigenschaften, erheben sie in den Augen der übrigen Tunkineser zu Leuten, die von der Natur besonders begünstigt sind, die Achtung verdienen und übernatürliche Kenntnisse besitzen. Sie verlassen ihre Gebirge nur, wenn sie den Tribut in die Hauptstadt bringen, und der Ruf in dem sie stehn, und die Anhänglichkeit die sie für ihre entlegene Wohnungen behalten, machen, daß man ihnen mit einer gewissen Art von Ehrerbietung begegnet. Die französischen Mißionarien

rien rühmen diese beyden Völker, als die menschenfreundlichsten und unumgänglichsten von Tunkin; sie sind oft mitten unter ihnen gewesen und für das, was sie waren, erkannt worden, ohne bey ihnen auch nur einen Gedanken, sie zu beleidigen, wahrgenommen zu haben.

Der größte Theil der Landleute ist ein ungeschlachtes, einfältiges Volk, das sich gewöhnlich von Leichtgläubigkeit und Aberglauben leiten läßt, und nach den Eindrücken, die man ihm beybringt, gut oder böse ist.

Einige Reisende haben dieses Volk als einen Trupp Vagabunden geschildert, die mit ihren Weibern und Kindern auf Fahrzeugen lebten, und durch die Noth gedrungen, von einem Ort zum andern schweiften, um sich ihren Unterhalt zu gewinnen. Allein dieses Gemälde ist nicht treu. Die Ursache von allen diesen Wanderungen, die den Fremden so auffallen, ist der innere Handel des Königreichs, oder die Nothwendigkeit sich der öffentlichen Arbeiten zu entledigen, die, wie wir in der Folge hören werden, einen beträchtlichen Theil des Jahres wegnehmen. So geschieht es auch, daß der grosse Fluß der aus den Gebirgen von Sina kommt, und durch das Königreich fließt, von dem Schneewasser und den Regen, die gegen das Ende des Frühlings fallen, anschwillt, und fürchterliche Ueberschwemmungen verursacht. Ganze Provinzen sind mit Wasser bedeckt, und die Einwohner sehen sich gezwungen, auf Kähne und Flösse zu flüchten,

und

und nach höher liegende Gegenden zu ziehen, bis das Wasser sich verlaufen hat.

Wenn man die Sitten von Tunkin überhaupt, mit denen von Sina vergleichet, so ist dies Volk roh und ungesittet, unterdessen haben sie doch unter sich eine gewisse Höflichkeit, und gewisse Egards, die wenigstens die, welche einige Erziehung genossen haben, vom gemeinen Volke unterscheiden. Ihr Aeusserliches ist ernsthaft und gesetzt, ob sie gleich von Natur brüske und oft hitzig sind. Sie sind offenherzig und leichtgläubig, weder brav noch tapfer: aber ein unruhiger, und gährender Humor, ist mehr der herrschende Karakter der Nation, als Sanftmuth und Geschmack an Ruhe, und nur die scharfe Aufsicht der Regierung vermag unter ihnen eine Art von Einigkeit zu erhalten. Die Aufruhre und Meutereyen sind hier sehr häufig; aber was sie dazu verleitet, ist nicht sowol Ehrgeitz, oder das Verlangen nach einem gelindern Schicksal, das sie sich nicht einmal zu verschaffen wissen würden, wenn sich auch die Gelegenheit zeigte, sondern vielmehr Leichtgläubigkeit und Aberglaube, deren unaufhörlicher Ball sie sind, auch nehmen die Mandarine und andere Grossen des Reichs, selten Theil an diesen Empörungen. Diejenigen die dem Anschein nach am ruhigsten sind, werden gemeiniglich so stark von Neid und Eifersucht beherrscht, daß man ihnen selten vollkommen trauen kann. Was ihren Geiz betrift, so schrenkt er sich gemeiniglich auf einige Gold- oder Silbermünze, einige Kleider von europäischem

schem Tuche, oder einiges Geräthe von geringem Werthe ein, das mehr die Neugier als den Nutzen befriedigt. Kein Tunkineser kann seine Kenntnisse durch auswärtige Reisen vermehren; die klugen Gesetze seines Landes verbieten ihm es zu verlassen, und so kennt und schätzt er nur das Land seiner Väter, und hält alles für Mährchen, was ihm von fremden Reichen erzählt wird.

Beyde Geschlechter in Tunkin, haben einen Mittelwuchs, gutes Ebenmaas, breites Gesicht, doch nicht so platt wie der Sineser ihres, kleine Augen und Nase, und ziemlich langes schwarzes Haar. Die Männer haben wenig Bart, und lassen ihn nicht abnehmen. Die Junggesellen müssen sich den Wirbel des Kopfs in Form eines halben Mondes scheren lassen. Man sieht hier wenig misgestaltete Personen, und das Frauenzimmer ist ziemlich schön. Personen von Stande haben keinen so braunen Teint, wie die gemeinen Leute; ihre Farbe nähert sich sehr der Farbe der Portugesen und Spanier. Als Kinder haben sie alle sehr weisse Zähne, aber vom 17 oder 18ten Jahre an, färben sie solche schwarz. Man thut dieses, um die Farbe zu verhindern, die sie vom Betelkauen bekommen würden. Es ist einer der eifrigsten Wünsche junger Leute, schwarzgefärbte Zähne, und nicht „weisse wie die Hunde,„ zu haben. Die Mandarine, die Gelehrten, und andre Personen von Rang, lassen sich die Nägel wachsen, und recht lange Nägel sind eine Schönheit. Die Damen färben sich die ihrigen roth, so wie in vielen an-

dern

dern Gegenden des Morgenlands; es macht sogar ein Stück einer gewissen Zierlichkeit aus, wenn Füsse und Hände, mit einer Nüance von dieser Farbe bezeichnet sind.

Das gemeine Volk trägt weder Schuhe, noch Strümpfe, noch Hosen: die Kleidung der Mannspersonen besteht in einem Stück Leinwand von einigen Ellen, womit sie sich die Lenden umgürten, und das verdecken, was die Schamhaftigkeit zu verbergen gebietet; und in einem langen Kleid mit sehr weiten Ermeln, das sich kreuzt, den ganzen Körper verhüllet, und an der rechten Seite mit einem Band befestigt ist. Bey der Arbeit und auf Reisen, tragen sie gewöhnlich nur den Gurt um die Lenden. Die gemeinen Weibspersonen, sind sehr modest gekleidet. Sie tragen einen langen Rock, und ein oder mehrere Kleider, von demselben Schnitt wie der Mannspersonen ihre, aber weit kürzer: sie bedecken und putzen sich den Busen mit einem Stück Leinewand oder Seide, in Gestalt eines Herzens; sie haben Ohrgehänge, und goldene oder silberne Armringe, aber sie kennen den Gebrauch der Halsbänder nicht. Füsse und Beine sind gewöhnlich bloß, wie bey den Männern. Reiche oder Personen in Aemtern, tragen ausserordentlich breite und lange Unterhosen, eine Jacke mit engen und kurzen Ermeln, von derselben Gestalt wie das Kleid, und den langen Rock darüber.

Bey Besuchen müssen sowohl Arme als Reiche, ein längeres und weiteres Kleid als gewöhn-

wöhnlich an haben, wovon die Ermel bis auf die Erde schleppen: es muß von Leinewand seyn, da die Seide zu gemein im Lande ist. Den Kopf bedecken sie sich mit zwey grossen Baumblättern, die stark genug sind, sie vor der Sonne und dem Regen zu schützen. Ein eigenes Gesetz in Tunkin erlaubt den öffentlichen Gebrauch der Sandalen und Schuhe nur den Gelehrten, und denen die den Doctor-Grad erhalten haben; aber gemeiniglich trägt man im Hause eine Art Schuhe, die in zwey Theile getheilt sind, der eine für den grossen Zähen der andre für den übrigen Fuß. Dieses kommt daher, wie man sagt, daß die alten Tunkineser den grossen Zähen sehr weit von den andern entfernt hatten. Unterdessen sind diese Schuhe, ohne Absätze, sehr unbequem wegen ihrer Gestalt, und von so schlechtem Leder, daß sie dem häufigen Koth, womit die Felder von Tunkin bedeckt sind, nicht lange widerstehen können, welches vermuthlich die Ursache ist, warum man sich ihrer nicht beständig bedient: Nur die Prinzen dürfen einen runden Schuh tragen. Dieser Gebrauch baarfuß zu gehn, wird unterdessen jetzt mit weniger Strenge als sonst beobachtet.

Die Kleider der Tunkineser sind von verschiedener Farbe, aber gewöhnlich weiß, das ist, von der natürlichen Farbe der Seide oder Leinewand. *) Schwarz gehn nur Personen vom ersten

*) Vielleicht auch wegen der Hitze, der die weisse Farbe besser widersteht, daher auch, wie schon Franklin angemerkt hat, die Trauer in den heissen Ländern weiß ist. A. d. U.

ersten Range. Die Mandarine und ihre Beamte, wenn sie in ihren Amtsverrichtungen sind, und sich in den Pallast begeben, tragen Röcke von einer glänzenden Schwärze, die in dunkel Violet fällt.

Da es in Tunkin eine Schönheit ist, langes Haar zu haben, so machen sie einen Theil der Ceremonien-Kleidung aus. Manns- und Frauenspersonen, ziehen sie gewöhnlich in die Höhe, und befestigen sie in einem Knoten auf dem Hintertheile des Kopfs; aber wenn sie vor einem Grossen erscheinen, lassen sie solche aus Respekt fliegen: das Frauenzimmer bedeckt sich einen Theil des Gesichts damit. Die Soldaten, wenn sie im Dienst sind, oder die Handwerker, wenn sie ihre Arbeit verrichten, stecken die Haare unter die Mütze, oder binden sie auf den Kopf zusammen.

Das gemeine Volk kleidet seine Kinder nicht vor dem siebenten oder achten Jahre. Einige geben ihnen eine Jacke, die nicht bis an den Nabel reicht, aber die meisten lassen sie fasel nacket gehen.

4.

Auflagen — Frohndienste — Succeßions-Rechte — Sprachen des Landes — Heyrathen — Ehescheidungen — Prachtgesetze — Annehmung an Kindesstatt — Gläubiger und Schuldner.

Künste und Wissenschaften sind hier noch in der größten Unvollkommenheit. Der wahrscheinlichste Grund von dieser Art der Ungeschicklichkeit,

lichkeit, ist die grosse Volksmenge, die Härte der Auflagen, und die Tyranney der Regierung. Dies Volk kann schwerlich dem Staat ein Subject geben, das sich in den Künsten und Wissenschaften des Landes ausserordentlich hervorthun könnte. Die Armuth die überall herrscht, ist Ursache, daß niemand weiter hinaus, als auf seines Leibes Nahrung und Nothdurft denkt, und ist dieses erreicht, so überläßt er sich seiner gewöhnlichen Unthätigkeit. Die Regierung ist den Fortschritten der Künste eben so sehr entgegen. Wenn die Mandarine oder königliche Beamte, irgend einen Keim von Talent oder ausgezeichneten Fleiß an einem Unterthanen wahrnehmen, so bemächtigen sie sich seiner im Namen des Königs, lassen ihn arbeiten, und geben ihm kaum so viel, daß er leben kann. Die Mandarine, die alle von Unwissenheit und Stolz strotzen, aber die Gewalt in Händen haben, sehen es als eins von ihren Vorrechten an, Leute die geschickter sind als sie, sklavisch zu behandlen. Sie fühlen ihre Unwissenheit, aber ihr Stolz würde dem sein Gutmeinen übel lohnen, der sichs einfallen ließ, ihnen dies oder jenes zu lehren; denn sie wollen für Männer gehalten seyn, die alles wissen und verstehen, und wenn sie sich ja der Hülfe einiger Personen von Fähigkeiten bedienen, so sehen sie sie doch nur als Werkzeuge an, die sie regieren. Und o wie weit hat sich nicht dieser Geist der Mandarine von Tunkin ausgebreitet!

Das Schicksal des Tunkinesischen Volkes überhaupt, ist elend. Es muß grosse Auflagen

bezah-

bezahlen, und schwere Frohnen verrichten. Jede Mannsperson erlegt vom 18 oder zwanzigsten Jahre an, jährlich eine Kopfsteuer von drey bis sechs Thaler am Betrag. Die Taxe wird nach dem Reichthum der Fleckens oder der Aldee eingerichtet, wo man wohnt. Sie wird in den Monathen April und October erhoben, welches die Zeiten der Reißerndte sind. Man erlegt sie gemeiniglich in Früchten, also ist das Maas derselben nicht bestimmt, sondern richtet sich nach der Erndte.

Der Kaufmann der in der Hauptstadt wohnt, muß ausser seiner Handelssteuer, noch das Kopfgeld der Aldee erlegen, wo er geboren worden, und alle die Dienste thun, wozu er nach seinem Geburtsort verbunden ist. Es ist niemand davon ausgenommen, als die Prinzen vom königlichen Geblüt; die Bedienten vom königlichen Hause; die Staatsminister; die öffentlichen Beamte; die Gelehrten vom Grad Singdo an, dem ersten Grade, der einen Rang im Königreiche giebt, und ohngefehr so viel als unser Baccalaureus ist; die Kriegsbediente; die Soldaten; und einige Personen, die dieses Recht um Geld, und nur auf ihre Lebenszeit, erkauft haben, welches immer noch eine grosse Gunst ist.

In den Aldeen, deren Boden zu unfruchtbar ist, oder die zu arm sind, werden die Einwohner, welche die Steuern in Reiß oder Geld nicht bezahlen können, zum Graßhauen für die Fütterung der Elephanten und der Reuterey des

Staats,

Staats, gebraucht. Und wenn sie von den Oertern wo dieses Graß wächst, noch so weit entfernt wären, so sind sie doch gezwungen, es nach und nach, und auf ihre Kosten, in die Hauptstadt zu schaffen.

Ausser dem Kopfgelde sind alle Tunkineser, die obbenannte ausgenommen, dem Becquam oder Herren-Dienst unterworfen; dieser besteht darinn, daß sie selbst, oder durch Personen die sie bezahlen, an den öffentlichen Arbeiten Hand anlegen müssen; die fürnehmsten darunter sind, die Ausbesserung und Aufführung der Mauern des königlichen Pallastes; der Heerstrassen; der zur Wohnung der obrigkeitlichen Personen bestimmten, Gebäude; der Zeughäuser, Brücken und anderer Werke dieser Art. Ein jeder wird dazu, so wie die Reihe seinen Aufenthalt oder Geburtsort trift, angehalten.

Die Handwerker von allen Profeßionen, müssen sechs Monathe des Jahres dem Becquam widmen, ohne sich der geringsten Vergeltung ihrer Arbeit getrösten zu können. Es ist schon viel, wenn irgend ein öffentlicher, mitleidiger und menschenfreundlicher Beamte, ihnen ihren Unterhalt, während dieser Zeit reichen läßt. Die übrige Zeit des Jahres sind sie zwar völlig Meister ihrer Zeit, allein sie ist zu kurz für den Mann, der eine zahlreiche Familie zu ernähren hat. Die Politik der Könige des Lands, ist Schuld an diesen harten Gebräuchen. Sie wußten kein anders Mittel ein aufrührerisches

und unruhiges Volk in der Unterwürfigkeit zu erhalten, als wenn sie es zu beständigen Arbeiten zwängen, und dem größten Theil nicht mehr ließ-sen, als er zu seinem knappen Auskommen braucht. Sind die Auflagen bezahlt, und die Frohnarbeiten vollbracht, so genießt jeder ruhig was er durch seine Industrie erworben hat, und der Besitz desselben wird seinen Erben nicht streitig gemacht Das Recht des Eigenthums wird durchgehends, sogar vom Könige, geehrt, und da trägt sichs denn manchmal zu, daß sich einige wenige Tunkineser über das allgemeine Elend emporschwingen, wenn sie nemlich Muth und Fleiß genug haben, ihr Glück im Handel zu machen.

Da die Sineser lange Zeit die Herrn von Tunkin waren, so haben sie daselbst ihre Gesetze, Sprache, Schriftzüge und Religion eingeführt. Die Gewohnheiten von Tunkin haben noch immer viel Beziehung mit den Sinesischen, und es sind nur einige Unterschiede, wo sie abweichen. Noch ist die Sinesische Sprache die gelehrte, und noch schöpft man hier aus sinesischen Büchern die Wissenschaften; die Arbeit der Gelehrten ist also beinahe dieselbe wie in Sina. *) Allein die Tunkineser haben aus dieser Mutter-sprache

*) Es ist falsch, was einige behauptet haben, daß die malayische Sprache den Tunkinesern dasselbe wäre, was den Europäern das Griechische und Latein ist. Sie ist es nicht und ist es auch nie gewesen.

sprache ein Kauderwelsch gemacht, das kein Sineser versteht, wenn man es mit ihm spricht, wohl aber es lesen kann und errâth, wenn es mit seinen Schriftzügen geschrieben ist: denn die Völker von Tunkin haben ausser dieser noch eine Sprache und noch besondere Buchstaben, die gleichfalls aus der Sinesischen Sprache geborgt sind. Sie hat nichts unangenehmes, und besteht fast ganz aus einsylbigten Wörtern; sie gleicht einer Art Musik, die man in verschiedene Töne, den vollen, hohen, tiefen ꝛc. ꝛc. eintheilen kann; Ein einziges Wort wird oft eilf oder zwölf verschiedene Dinge auszudrücken gebraucht: der Unterschied besteht alsdenn bloß in der vollen Ausſprache, dem herausstossen oder an sich halten des Athems, und daß man mehr oder weniger auf dem Accent ruht. Sie haben keine Regeln und keinen Begriff von den Methoden die der Syntax der europäischen Sprachen eingeführt hat. Es ist also schwer für einem Fremden, es darinn zu einer Vollkommenheit zu bringen, da aber die Sprache sehr einfach ist, und nur eine kleine Anzahl Wörter, im täglichen Gebrauch walten, so kann ein Europäer mit etwas Aufmerksamkeit, in Zeit von einigen Monathen, den Eingebohrnen so viel ablernen, als er nöthig hat, um sich verständlich zu machen. Es giebt unterdessen auch in diesem Königreiche, wie in allen Ländern, Provincial-Sprachen, die für jeden andern als den, der daran gewöhnt ist, ein Räthsel sind: man trift dieses sonderlich in der Provinz an, die an Cochinchina stößt. Doch weder die Regierung, noch der

der Handel, noch die Mißionarien leiden darunter. Die Mandarinen-Sprache wird überall verstanden, und diese lernen die letztern.

Die Mandarinen-Sprache stammt ganz von der sinesischen ab, die eine geschriebene Sprache ist, verschiedene Dialekte hat, und in allen polizirten Staaten der östlichen Regionen verstanden wird. Die Aussprache ist zwar in Tunkin, Japan, Cochinchina, und den Lieou-chieou*) Inseln, anders als in Sina, allein sobald das Wort mit sinesischen Buchstaben geschrieben ist, so geben ihm alle diese Völker, einerley Bedeutung, obgleich ihre Aussprachen gänzlich von einander abweichen. Ein Gelehrter aus Japan, Tunkin oder Lieou-chieou, versteht den sinesischen Gelehrten nicht, wenn er ihn zum erstenmal spricht, aber nach und nach gewöhnen sie sich durch den Gebrauch, den Wörtern ihren rechten Sinn zu geben, die sie zwar ganz verschieden aussprechen, aber sinesisch geschrieben, alle gleich gut verstehen. Auf die Art wird diese Sprache die Gemein-Sprache aller Gelehrten dieser Gegenden, der obrigkeitlichen Personen, der Statthalter der Provinzen, der Officiere, der Oberhäupter der Religions-Sekten,

*) Glückliche aber wenig bekannte Inseln, wo der Thron erblich, die Könige gut, das Volk gesittet und zufrieden, und der Aufenthalt für Fremde sehr angenehm ist. Es sind dieser Inseln dreyßig; die größte giebt dem ganzen Königreiche den Namen; sie liegen zwischen dem 25 und 28 Grad südlicher Breite, und sind Sina zinsbar.

ten, und, aller dieser zahlreichen Nationen; so daß vielleicht manche nicht ganz unrecht haben, zu glauben, daß eine grössere Ausbreitung der sinesischen Schriftzüge, ein sicheres Mittel zur Festsetzung einer allgemeinen Welt-Sprache seyn könnte.

Die Gesetze von Tunkin, die das Eigenthum der Güter versichern, bestimmen auch die Art ihrer Vertheilung unter die Familie. Der älteste Sohn tritt in den größten Theil der Erbschaft; auch bekommen die Töchter etwas vom väterlichen Vermögen, das aber, wenn sie viele Brüder haben, sehr wenig sagen will.

Die Tunkineser können sich ohne Einwilligung von Vater und Mutter, oder der nächsten Verwandten, die diese Oberhäupter der Familie vorstellen, nicht verheyrathen. Es giebt auch Grade in welchen es verboten ist einander zu heyrathen. So können Leute von einerley Stamm und Namen einander niemals ehelichen, aber in der Seitenlinie ist kein Grad verboten, man kann sogar zwey Schwestern zur Frau nehmen. Aber in gerader Linie, und wäre man bis zum zwanzigsten Grade vom Stammvater entfernt, kann man niemals ein Frauenzimmer heyrathen.

Gewöhnlich werden die Mädchen im funfzehnten Jahre verheyrathet, die ganze Ceremonie von Seiten der Mannsperson, besteht darinn, daß er das

Mäd-

Mädchen zur Frau begehrt, indem er dem Vater einige Geschenke macht. Bekommt er keinen Korb, so entdeckt man sich einander offenherzig den Zustand seines Vermögens. Der Bräutigam schickt der Braut alles was er zu ihrem Gebrauch bestimmt hat, Kleider und andre Geschenke der Art, denn eine Aussteuer ist in diesem Lande gar nicht üblich: am Hochzeittage kommen die Verwandte und Freunde der contrahirenden Partheyen feyerlich zusammen, und die Braut, wird mit allen Geschenken ihres Mannes, in das Haus getragen, das er zu ihrem beyderseitigen Aufenthalt bestimmt hat. Kein Priester, keine Gerichtsperson erscheint dabey; die Einwilligung der Verwandten ist allein hinlänglich und der Ehezärter wird ohne alle Formalitäten, von den Partheyen selbst aufgesetzt, oder, wenn sie nicht schreiben können, von ihnen unterzeichnet, indem sie ihren Finger in Dinte tunken, und darunter drucken. Der Mann hat in der Ehe freyen Willen zu thun was er will; er kann, was nicht selten ist, seine Frau verkaufen, oder sie, unter Beobachtung einiger Formalitäten, zurückschicken; aber nie kann die Frau ihren Mann ohne seine Einwilligung verlassen.

Die Vielweiberey wird in Tunkin geduldet: sie ist sogar sehr gemein, und ledige Frauenzimmer lassen sich gern dazu brauchen, um jemanden zu haben der sie schützt und unterhält, obgleich sich manchmal der Mann sogar um ihren Unterhalt nicht bekümmern darf. Die erste Frau, das ist, diejenige,

die der Mann zuerst geheyrathet hat, oder deren Verwandte die reichsten und angesehensten sind, behauptet den ersten Platz unter den übrigen, die alle unter ihrem Befehl stehn, und führt allein den Namen, Frau.

Wenn eine Heyrath gültig seyn soll, müssen die Oberhäupter der Gemeinde, deren Mitglied man ist, davon benachrichtigt, und die im Gesetz festgesetzte Steuer erlegt worden seyn. Eben so muß der Mann, wenn er eine Ehe aufhebt, oder eine Frau zurückschickt, erst ein Stück Geld entzwey brechen, wovon er die Hälfte der Frau giebt, die hierauf die Vorsteher des Fleckens davon benachrichtigt; alsdann ist sie frey und ledig. Oder der Mann stellt ihr auch eine Schrift von seiner Hand und mit seinem Siegel zu, worinn er allen seinen Rechten über ihr entsagt, und ihr ihre vorige Freyheit wiedergiebt. Ohne diesen Schein würde sich ein solches Frauenzimmer niemals wieder verheyrathen können; aber in diesem Falle ist es für sie (ein sehr gesittetes Gesetz, das andere Nationen auch einführen könnten) gar keine Schande, in der Gewalt eines andern Mannes gewesen, und von ihm verlassen worden zu seyn. Der Mann muß ihr alles wieder geben, was sie ihm bey der Heyrath zugebracht hat, sogar die Geschenke die er gab; er muß die Meublen und das Haus mit ihr theilen, selbst die Kinder, wenn sie es verlangt, denn sie kann sie auch alle dem Mann allein lassen. Da also ihre Trennung ihre Vermögens-Umstände

nur noch mehr vergrössert, so fällt es ihr desto weniger schwer, eine andere Verbindung zu treffen. Daher sind Ehescheidungen sehr selten.

Die Frau kann ihren Mann, wider seinen Willen nicht verlassen; es wäre denn, daß sie durch Gewalt und Begünstigung eines mächtigen Anhangs ihn dazu zwänge. Im Grunde ist die Vielweiberey in Tunkin nur eine Kebsweiberschaft; eine einzige Frau ist Frau, und die andern sind nur Beyschläferinnen, die der Mann gewöhnlich alleine wohnen läßt, um den unvermeidlichen Zwistigkeiten und Zänkereyen unter ihnen vorzubeugen. Ist der Mann todt, so erben diese Kebsweiber nicht, und haben sie keine Kinder, so jagt man sie gar aus dem Hause; eine Gewohnheit, die sich bis auf das Frauenzimmer des Königs erstreckt.

Die Kinder von Einem Vater, wenn sie gleich von verschiedenen Frauen erzeugt sind, erben zu gleichen Theilen. Der älteste Sohn hat ein Zehntheil mehr als seine Geschwister. Er vertritt Vatersstelle bey seinen Brüdern, nach des Vaters Tode, sogar bey seinen ältern Schwestern, wenn er das männliche Alter erreicht hat: sie können, ohne seine Einwilligung, nicht über ihre Person disponiren. Während der Minderjährigkeit haben die Oheime die Aufsicht über die Minderjährigen und ihre Güter. Sind keine männliche Erben da, so treten die Töchter zu gleichen Theilen in die Erbschaft, welches in Sina nicht geschieht.

Das weibliche Geschlecht ist hier ausnehmend fruchtbar, und genießt einer grossen Freyheit. Ehebruch wird mit der Verbannung, bis an die Gränzen des Königreichs, und sogar mit dem Tode bestraft. Doch ist dieser letzte Grad der Strenge selten; die alten Gesetze erlauben dem Manne von einigem Stande, der seine Frau auf strafbarer That ertappt, sie und ihren Liebhaber zu tödten, doch muß er es mit eigner Hand thun. Wenn er klagt, so wird die schuldige Frau durch einen Elephanten hingerichtet, und der Entehrer ebenfalls ums Leben gebracht. Männer von niedrigern Stande, müssen ihre Zuflucht zu den Gesetzen nehmen, die streng gegen die Verbrecher sind, aber Beweise der Schuld fodern, die sich nicht immer leicht beybringen lassen.

Ledige Frauenzimmer, die sich von der Liebe verleiten liessen, werden mit einer Geldstrafe belegt, die mehr oder weniger beträchtlich ist, und sich nach der Gewohnheit des Ortes richtet. Unter den Völkern im Gebirge, die man als Wilde betrachtet, leben die Mädchen so frey als möglich, aber wenn sie schwanger, und bey dem Mandarin angegeben werden, so ist eine solche Begebenheit im Stande, Vater und Mutter durch die Geldstrafen zu Grunde zu richten, zu denen man sie wegen ihrer nachläßigen Aufsicht über die Aufführung ihrer Kinder, verdammt. Können sie nicht bezahlen, so wird das Mädchen und ihr Liebhaber, zu Sklaven verkauft.

Die Gesetze verbieten den Gebrauch des Weins, ein Verbot, das nicht sehr pünktlich befolgt wird, die Hauptstadt ausgenommen, wo man beständig unter den Augen der Mandarine ist, und gewöhnlich von ihnen eine schriftliche Erlaubniß zu erhalten sucht, sich des Weins bey den Hochzeit- und Begräbniß-Feyerlichkeiten bedienen zu dürfen. Alle diese Verordnungen und Gesetze sind fürtreflich, und eifern gegen Verbrechen und Laster, die der Gesellschaft am nachtheiligsten sind, allein auch hier gilt, wie in so vielen andern Ländern, die Regel, daß sie nur einen Zaum für die ausmachen, denen es an Muth oder Ansehn fehlt, sie ungestraft zu übertreten.

Die Achtung, die Kinder ihren Eltern schuldig sind, wird heilig beobachtet. Ein Sohn kann in keinem Fall einen Rechtsstreit mit Vater oder Mutter anfangen, oder sich ohne ihre Einwilligung verheyrathen. Für Vater und Mutter wird sieben und zwanzig Monate getrauert: während dieser Zeit können sich die Kinder nicht verheyrathen, es wäre denn, daß sie es gleich die ersten drey Tage nach ihrem Tode thäten; lassen sie aber diese Zeit vorüber, so müssen sie bis zu Ende der Trauer warten. Sie geben zur Ursache des ersten Gebrauchs an, weil der älteste Sohn mit den öffentlichen und auswärtigen Angelegenheiten beschäftigt sey, so wäre es nöthig, daß er eine Frau nehme, die auf seinen Haushalt Achtung habe. Allein aus eben diesem

sem Grunde, (däucht es dem Uebersetzer) sollte die Ehe zu jeder Zeit der Trauer erlaubt seyn. Die Ehrfurcht gegen Eltern, oder diejenige, die ihre Stelle vertreten, ist so fest gesetzt, und wird so genau befolgt, daß sogar die Schulmeister, die in den fürnehmsten Flecken und Dörfern angestellt sind, die größte Gewalt über ihre Schüler ausüben. Wenn man überführt wäre, daß man es, selbst nachdem man ihren Unterricht verlassen, an Ehrerbietung gegen sie habe fehlen lassen, so würde darauf die härteste Strafe folgen. Die Verbindlichkeiten gegen sie, hören nur mit dem Leben auf. Unterdessen wirkt die grosse Anzahl dieser Schullehrer nicht, daß das Volk besser unterrichtet sey. Die Armuth ist so groß, und so gemein in Tunkin, die Arbeit so dringend und ohne Rast, daß wenig Eltern, sonderlich unter dem gemeinen Volke, im Stande sind, ihren Kindern eine gute Erziehung zu geben.

Die Tunkineser ersaufen die Kinder nicht, die sie nicht ernähren können, wie man es sonst die Einwohner von Sina beschuldigte; aber einige, die sich ihrer Dürftigkeit schämen, setzen ihre Kinder aus; doch selten kommt ein solcher Findling um, weil so viele Leute sich ein Vergnügen daraus machen, sie aufzunehmen und zu erziehen. Die Armen, die als solche bekannt sind, verkaufen die ihrigen um einen sehr mäßigen Preiß, und für eine Art von Allmosen, das man ihnen giebt. Diese menschenfreundliche Handlungen reicher und wohlhabender Personen,

stam-

stammen von dem, der Nation angebohrnem, Triebe, her, eine zahlreiche Familie zu haben. Angespornt von diesem Triebe suchen sie sich fremde Kinder zu verschaffen und nehmen sogar welche an Kindesstatt, mit einer Art von Feyerlichkeit an, wobey kein Unterschied in dem Geschlechte gemacht wird. Solche an Kindesstatt Angenommene, sind zu allen den Pflichten gegen ihren neuen Vater verbunden, die sie rechtmäßigen Eltern schuldig sind. Sie müssen ihm alle Arten von Diensten erweisen, ihm die ersten Früchte jeder Jahrszeit bringen, und so viel in ihren Kräften steht, zur Glückseligkeit seines Lebens beytragen. Der Vater, seiner Seits, muß sie in ihren Unternehmungen unterstützen, über ihre Erziehung und Aufführung wachen, und für ihr Wohl sorgen. Wenn er stirbt, so theilen diese Kinder, fast gleich, mit den rechten, und sie trauern für ihn, wie um ihren wirklichen Vater, wenn gleich dieser noch leben sollte. Die Methode der Kindesstatt-Annahme ist sehr simpel: entweder hat der Adoptirende den Adoptirten um die Kindesstatt-Annahme ersucht, und macht der Obrigkeit bekannt, daß er ihn unter seine Kinder aufnehme; oder der Adoptirte that selbst den Vorschlag dem neuen Vater: ist er mit seiner Antwort zufrieden, so erscheint er vor ihm mit zwey Flaschen Arrack, die dieser annimmt. Einige Bedingungen, machen das übrige der Ceremonie aus. Fremde, die Handel oder andre Geschäfte nach Tunkin bringen, haben oft zu diesem Gebrauch ihre Zuflucht genommen, um sich

vor den Plackereyen und Ungerechtigkeiten der Hofbediente und Mandarine zu sichern. Ein Engländer, Namens Baron, der in Tunkin gebohren war, genoß der Ehre von dem vermeintlichen Erben des Chova, oder Groß-Feldherrns der Krone, an Kindesstatt angenommen zu werden: er überhäufte den Fürsten mit Geschenken, in der Hofnung sich eines gewissen und dauerhaften Schutzes zu versichern, allein aller Aufwand und Mühe war verlohren, denn der Prinz verlohr den Verstand.

Da die Armen den größten Theil dieses unzähligen Volkes ausmachen, so wird ein sehr gemeiner und schändlicher Wucher in Tunkin getrieben; gewöhnlich nimmt man für Ein Jahr, den dritten Theil der geliehenen Summe, zum Gewinn. Sind die Zinsen der Hauptsumme gleich gewachsen, so hört nach den Gesetzen, der Wucher auf, aber die Gläubiger lassen sich alsdenn neue Wechsel ausstellen, und so werden oft wohlhabende Familien, einer Schuld wegen an Bettelstab gebracht, die bey ihrer Entstehung gar wenig bedeuten wollte. Man hat Exempel daß begüterte Landleute, die sich ehrlich von ihrer Hände Arbeit nährten, um alles gekommen sind, und Haus und Hof verlassen mußten, weil sie eine Schuld von kaum Einem Thaler vernachläßigten, und einige Jahre durch stehen liessen. Der Misbrauch der Landesgesetze, ist Ursach, daß die Gläubiger auf eine unerhörte Art mit ihren Schuldnern umgehen können: sie bemächtigen sich ihrer Wohnungen, nehmen ihnen ihr Geräthe, ihre Weiber, ihre Kinder,

der, mit denen sie nach ihrem Gefallen umsprin=gen, und geben ihnen sogar eine Art von schmerz=hafter Tortur, um sie desto leichter zu zwingen, ihnen alles in Stich zu lassen, was sie noch be=sitzen. Zuletzt verkaufen sie sie, und nutzen die Früchte ihrer Arbeit so lange, bis die Schuld be=zahlt ist: denn in Tunkin giebt es keine eigentliche Sklaverey. Die Adoptirte, von den Gläubigern weggenommene, oder von den Eltern verkaufte Kinder, werden frey, sobald die bestimmte Zeit ih=res Dienstes verlaufen ist. Ihre Verbindungen dauern nur auf eine Zeit, auch ist es bey Lebens=strafe verboten, Kinder an die Sineser zu verkau=fen, die sie zu ewiger Knechtschaft verdammen. Allein, trotz dieses Verbots, prakticiren diese doch insgeheim eine grosse Anzahl derselben weg, und handeln sowohl in ihrem Lande, als gegen Frem=de damit.

5.

Besuche — gesellschaftliche Gebräuche — Einrichtung der Zimmer — Gespräche — Art die Zeit und die Entfernung der Oerter zu bestimmen — Neujahrs=Feste — Schauspiele — Singhäuser — Hahn=gefechte.

Die Tunkinesische Höflichkeit, verdankt ihren Ur=sprung größtentheils den Moden von Sina, ob=gleich einige dem Lande eigene Abweichungen dar=in, sonderlich unter dem gemeinen Volk angetrof=fen werden, bey dem sich immer der Abdruck alter Gewohnheiten besser als unter den Grossen erhält.

So können die Weiber von niedrigem Stande nach ihrem Gefallen ausgehn, und ihre Angelegenheiten besorgen, aber die Weiber der Mandarine und anderer Personen von Range, bleiben, wie in Sina, eingesperrt. Unterdessen werden sowol die einen als die andern eben nicht für sehr spröde ausgeschrien; sie überlassen sich den Fremden gegen einen sehr mäßigen Preiß und verheyrathen sich mit ihnen auf eine bestimmte Zeit. Sie wählen sich einen Mann nach ihrem Geschmack, da hingegen die Sineserinnen heyrathen, ohne ihren zukünftigen Mann zu kennen.

Alle Besuche geschehen des Morgens. Es wäre wider die Höflichkeit, wenn man in ein vornehmes Haus, zur Tischzeit käme, man müßte denn zu Gaste gebeten seyn. Die Grossen selbst begeben sich sehr frühe nach Hof, bleiben da bis acht Uhr, verrichten ihren Dienst, und kehren alsdenn wieder in ihre Häuser zurück, wo sie sich mit ihren häuslichen Angelegenheiten beschäftigen. Die Zeit, die bis zum Essen übrig bleibt, bringen sie für sich und in Ruhe hin; damit ihnen die Mahlzeit desto besser bekomme.

Die Prinzen, die Groß-Mandarine, und andere Personen von ihrem Range, sitzen, wenn sie ausgehn, auf Elephanten, in reichen Palankinen, und werden von einer grossen Anzahl Bedienten und Soldaten umgeben. Die Zahl dieses Gefolges wird durch den Rang oder die Würde bestimmt. Die Mandarine von niedrigerm Stande reiten zu Pferde, und werden nie von mehr als zehn Per-

sonen

sonen begleitet; selten aber haben sie auch wenige um sich, denn das Gefolge macht hier einen grossen Theil ihrer Pracht aus, und ist ein Zeichen ihrer Würde und Grösse. Ihre Art, Fremde, Verwandte oder Freunde zu empfangen, nähert sich der Sineser ihrer. Die Frauenzimmer werden nicht immer zum Gespräch zugelassen, und essen nicht mit den Mannspersonen; unterdessen sind sie zugegen, und empfangen und erwiedern die Höflichkeiten der Complimente, die ihnen gemacht werden. In den Sälen, wo man den Besuch annimmt, sind keine Meublen. Nach den gewöhnlichen Ceremonien, Begrüssungen, und Reverenzen, die sich immer nach dem Rang der Personen richten, mit welchen man zu thun hat, sezt man sich, mit kreutzweisen Füssen, nach orientalischer Manier, auf die Estraden die ums Zimmer gehn, und mit Matten belegt sind. Die Säle der Grossen, haben verschiedene Alkoven, worinn man sitzt. Der Unterschied des Rangs wird durch die Höhe der Plätze bemerkt. Auch hier besteht das ganze Geräthe in Matten. Von Teppichen und Kissen, weiß man selbst bey Hofe nichts. Die Betten sind ebenfalls Matten, mit einer Art Kopfkissen, das von Schilf oder Rohr gemacht ist.

Sobald man sich gesetzt hat, werden Betel und andere Erfrischungen gebracht; dies geschieht aber nur bey seines Gleichen, denn wenn der Besuchende von einem höhern Range ist, so muß man sich wohl hüten, ihm die geringste Erfrischung, sogar Betel, anzubieten, es wäre denn,

daß

daß er dem Herrn vom Hause, die Ehre erwiese, der- gleichen zu fodern. Die grossen Herrn pflegen sich ihr Wasser und ihren Betel allenthalben nachtragen zu lassen. Gewöhnlich sind die Büchsen, in welchen er sich befindet, von rothen oder schwarzen Lack. Die Prinzen und Fürstinnen haben welche von Gold, mit Schildkröt und Edelgesteinen verziert, ohngeachtet man sonst in diesem Lande wenig aus den Diamanten, Schmaragden, Rubinen, und andern kostbaren Steinen macht, die in Handel und Wandel, und selbst nicht in Vermögens-Anschlag, in gar keinen bekannten Werth stehn.

Die Tunkineser finden, wie die mehresten Morgenländer, keinen Geschmack an dem, was unter die ausgesuchtesten Seltenheiten gehört, die Neugier reizt, oder einen, durch Kenntniß der schönen Künste und eine sorgfältige Erziehung ausgebildeten Geist, voraussetzt. Sie treiben die Sinnlichkeit auf den höchsten Grad. Die Wärme des Klima's, das sie entnervt, die Fruchtbarkeit des Bodens den sie bewohnen, die Temperatur der Luft, die herrlichen Gaben der Natur, deren sie ohne Mühe geniessen, alles dieses macht sie gemeiniglich unfähig, sich zu jenen männlichen Tugenden, zu jener natürlichen Stärke zu erheben, die das Antheil kälterer und undankbarerer Himmelsstriche zu seyn scheint. Sie sind an den Despotismus gewöhnt, und kennten sie auch die Vortheile eines Regiments, das der Freiheit günstiger wäre, so würden sie doch nicht im

Stand seyn, sie sich zu verschaffen. Zwar von Zeit zu Zeit treten einige kühne Geister unter ihnen auf, und versuchen Revolutionen, an denen das Volk wegen der versprochenen Vortheile Theil nimmt, allein es läuft am Ende immer da hinaus, daß der Despotismus in alle seine Rechte wieder eingesetzt wird. Nach einigen Jahren der Zerrüttung und des Tumults, preist sich das Volk noch glücklich genug, wenn es ruhig unter sein altes Joch zurückkehren kann.

Man sündigt gegen die Ehrerbietung die man einem Vornehmen schuldig ist, wenn man ohne Geschenk vor ihm erscheint. Gewöhnlich opfert man Betel; erlangt man aber eine Gnade, so muß das Geschenk beträchtlicher seyn. Die Grossen bekommen sehr viel geschenkt, und geben wenig oder nichts wieder. Als die Obern der französischen Mißion, bey einer Audienz dem Könige sehr ansehnliche Präsente an europäischen Waaren und Kunstwerken machten, bekamen sie zum Gegengeschenk einen Ochsen. Man schliesse von diesem Beyspiel auf die Freygebigkeit der Mandarine!

Bey den Unterredungen und Besuchen müssen alle traurige Gegenstände verbannt, und jedem Gespräch ein Anstrich und Wendung von Munterkeit gegeben werden, die der natürliche Karakter der Einwohner zu seyn scheint. Aus diesem Grunde besuchen sie selten Kranke, und benachrichtigen, auf dem Todbette, selbst ihre nächsten Anverwandte nicht, wie gefährlich es mit ihnen

nen steht, weil eine solche Erinnerung eine Beleidigung seyn würde. Die meisten sterben auch daher, ohne das nöthige wegen ihrer Verlassenschaft angeordnet zu haben, welches bey denen, die keine Kinder haben, zu ewigen Processen Anlaß giebt.

Wenn man sich begegnet, so frägt man nicht, wie man sich befinde?, sondern wo man gewesen sey und was man gethan habe? Sieht man an jemands Aussehn, daß er nicht wohl ist, so erkundigt man sich nicht ob er krank sey, sondern wie viele Tassen Reiß er bey jeder Mahlzeit zu sich nehme, und ob er Appetit habe, oder nicht? der Geringere erscheint allezeit mit blossem Haupte vor dem Obern, und wer vom Könige einen Befehl empfängt, es sey schriftlich oder mündlich, kann ihn nicht lesen oder anhören, ehe er nicht seine Mütze und seinen Rock abgelegt hat.

In Tunkin kennt man keine Uhren, noch Meilen, alle Wege messen sich nach ohngefehren Ueberschlag. Man theilt bloß den Tag in drey Theile, Morgen, Mittag, und Abend, und bestimmt aufs Gerathewohl die Hälfte des Morgens und Abends. Man kennt hier die sinesischen Stunden, richtet sich aber nicht nach ihrem Gebrauch. Die Nacht wird in fünf Wachen eingetheilt, die im ganzen Königreiche überein gezählt und angenommen werden. Bey den Mandarinen bedient man sich der mohrischen Uhren. Es sind kupferne Kugeln, die man in ein, mit Wasser angefülltes, Becken thut; jede Kugel

Kugel hat in der Mitte ein kleines Loch, wo das Wasser eindringt, bis endlich die Kugel angefüllt wird, und zu Boden sinkt; dieses bezeichnet die Stunde oder Nachtwache. Sobald die Kugel fällt, wird durch den Schlag auf eine kupferne Platte, angezeigt, daß eine Wache vorbey sey, und eine andere anfange; zu gleicher Zeit rührt man auch die Trommel mit grossem Geräusche und dieses dauert die ganze Nacht durch. Die Tunkineser kennen weder unsre Sack= noch Schlaguhren. Sie rechnen die Entfernung der Oerter nach ganzen und halben Tagreisen. Nähere Entfernungen werden nach Augenweiten, ohne ein gewisses Maas bestimmt; in einem Lande, das so von Kanälen, Flüssen und Morästen durchschnitten ist, wie dieses, muß man aber oft sehr grosse Umschweife machen, ehe man von einem Ort zum andern gelangen kann, wenn gleich beyde im Grunde gar nicht weit von einander liegen.

Jeder Flecken hat eine Hauptwache, wo die Einwohner den Dienst nach der Reihe versehen; die Befehle des Königs laufen auf diese Art schnell durch das ganze Königreich, denn sie müssen ohne Verzug weiter befördert werden. Diese Arten von Wachen und Bothen, kosten dem Staate nichts; sie verhindern sogar gewissermassen die Streifereyen der Spitzbuben und Räuber, wovon das Land wimmelt, weil es verboten ist bey Nacht zu reisen. Wenn eine dringende Angelegenheit jemanden dazu nöthigt, so muß er Feuer bey sich führen, und sich zu erkennen ge=

ben, sonst wird er in Verhaft genommen. Das Jahr der Tunkineser besteht aus vollen oder nicht vollen Mond-Monaten. Um mit dem Lauf der Sonne wieder überein zu stimmen, schiebt man von Zeit zu Zeit Monathe ein, und hat Jahre von dreizehn Monaten. Die königlichen Mathematiker, die so unwissend als möglich sind, haben das Amt diese Jahre zu reguliren. Sie sagen die Sonnen- und Mondfinsternisse, nach Muthmassungen, vorher, und irren sie sich oder geben sie falsch an, so bekommen sie Schläge mit Strohhämmern auf die Knie, eine Strafe die mehr schimpflich als schmerzhaft ist. Um ihr desto sicherer zu entgehn, lassen sie oft die Finsternisse in ihren Kalendern gar weg. Ehe die Europäer nach Tunkin kamen, war auch hier das Mährchen mit dem Drachen der den Mond verschlingen will, die Erklärung der Finsternisse, und das Volk gebehrdete sich eben so dabey, wie in dem übrigen Indien. Von diesen Mathematikern hängt auch die Bestimmung des Anfangs des neuen Jahres ab: es fängt sich nicht immer zu einerley Zeit an. Einige zählen das neue Jahr vom 25sten Tag des letztern Monds, weil alsdenn das grosse Staatssiegel auf einen ganzen Monath eingeschlossen wird. Während dieser Zeit steht der Gang der Gesetze stille, und alle Gerichtshöfe sind ledig; die Schuldner können nicht belangt werden, und leichte Verbrechen wie z. E. Zänkereyen, Schlägereyen, und die Diebstähle bleiben ungestraft. Die Bestrafung gröberer Verbrechen wird sogar bis auf eine andre Zeit aufgeschoben, doch braucht man die

Vor-

Vorsicht, die Schuldigen gefangen zu nehmen, und ihnen den Kopf zu scheeren, um sie, wenn sie entwischen sollten, desto eher zu erkennen. Es ist dieses ein sehr alter Gebrauch in der Nation, und darum eingeführt, daß jeder mit desto leichterm Herzen, sich den Freuden überlassen könne, welche die ersten Tage eines jeden Jahres bezeichnen.

Diese Neujahrs-Feste dauern dreyßig Tage, und werden unter unaufhörlichen Ergötzlichkeiten, Freudenmahlen und Besuchen zugebracht. Man macht sich wechselsweise Geschenke, und für die Personen die ein Amt bekleiden, sonderlich für die Mandarine, und für die Bonzen und Schullehrer, ist dieses eine sehr einträgliche Zeit; sogar die Mißionarien finden ihre Rechnung bey den Geschenken, womit sie alsdenn von den Neubekehrten überhäuft werden. Alle Arten von Zeitvertreiben und Lustbarkeiten kommen da zusammen. Ueberall ertönt der Schall der Instrumente; an den Gassenecken werden Gerüste gebaut, worauf man Possenspiele vor dem Pöbel aufführt, und die ganze Nation schmaust und ißt frölich. Der ärmste Tunkineser bewirthet seine Freunde, und sollte er auch hernach das ganze übrige Jahr betteln müssen.

Den ersten Tag des Festes geht niemand aus seinem Hause, aus Furcht, etwas zu sehn oder anzutreffen, das für ihn von schlimmer Vorbedeutung für das angetretene Jahr seyn könne; man schließt sogar die Thüren zu, um desto sicherer zu seyn. Den zweyten Tag besucht jedermann seine Freunde, und wartet den

Obern auf. Zu gleicher Zeit nehmen die öffentlichen Feierlichkeiten ihren Anfang. Viele Tunkineser haben die grausame und verabscheuungswürdige Gewohnheit, jemanden in den ersten Tagen des Jahres umzubringen; dieses geht so weit, daß sie die Eßwaaren vergiften, die sie zu Markte tragen: Die Räuber legen sich in Hinterhalt, um einen Vorübergehenden zu tödten, und alle glauben, daß diese Mordthaten ihnen Glück bringen werden. Man hat häufige Exempel davon, aber bey der Unthätigkeit der Gesetze um diese Zeit werden selten diese Abscheulichkeiten eines blinden Aberglaubens gerügt.

Tanz und Gesang machen den größten und liebsten Theil dieser Neujahrsfeste aus, wie überhaupt bey allen Lustbarkeiten der Tunkineser. Man überläßt sich ihnen gewöhnlich des Abends, und weiht ihnen oft die ganze Nacht. Die Mandarine haben besondere Säle dazu, die auch gemeiniglich dem Publikum offen stehn. In den Aldeen und Dörfern giebt es Singhäuser; so nennt man die öffentlichen Säle, wo die Einwohner an festlichen Tagen zusammen kommen. Hier geniessen sie des Vergnügens eines Schauspiels, das eben nicht viele Zubereitungen erfordert. Die Schauspieler sind gewöhnlich auf Eine Nacht gedingt, und vier oder fünf Personen stark. Sie sind wunderlich gekleidet und mischen in ihre Gesänge oder Erzählungen, die fast immer das Lob der Könige oder der grossen Männer der Nation zum Gegenstand haben, verschiedene Liederchen, die sich auf eine verliebte Geschichte

schichte oder eine andere Begebenheit beziehen, die den Kanton intereßirt: sie machen den fürnehmsten Theil dieser Schauspiele aus, und werden nach den Melodien von fünf oder sechs Arien geträllert. In den Zwischenakten führen Frauenzimmer Tänze auf; sie singen auch, und werden oft von einer Art Harlekin unterbrochen, welcher der Lustigmacher des Trupps ist, und die Gesellschaft durch seine komische Stellungen und Spasse zum Lachen zu bringen sucht. Ihre Ton-Instrumente bestehen aus Trompeten, kupfernen Paucken, Hautbois, Zithern, und verschiedenen Arten von Violinen. Die Frauenzimmer besitzen viel Geschicklichkeit und Leichtigkeit, auf dem Seil zu tanzen. Einige thun es mit vieler Anmuth. Eine andere Art von Tanz beschäftigt die Aufmerksamkeit des Pöbels. Ein Frauenzimmer trägt auf dem Kopfe ein Becken, das mit einer Menge kleiner, brennender Lampen, angefüllt ist; sie tanzt, und bewegt sich mit grosser Heftigkeit, geht hin und her, springt, und das alles nach der Musik, ohne etwas von dem Oel der Lampen zu verschütten; dieser Tanz dauert beinahe eine halbe Stunde. Die Schauspieler bekommen für jede Vorstellung einen Reichsthaler, aber freygebige Zuschauer, wenn sie mit den Talenten des Schauspielers zufrieden waren, fügen noch einige Geschenke hinzu.

Die Hahngefechte gehören auch unter die tunkinesischen Lustbarkeiten, sonderlich am Hofe. Der König läßt seine Hähne, durch eigene, dazu bestellte, Bediente füttern und warten; sie tragen

fast

fast allezeit den Sieg davon, aber die Hofleute wetten immer gegen sie. Es ist dies eine Art den Hof zu machen, die sie zwar ruinirt, die sie aber mitmachen müssen, wenn sie vom *) Könige einen gnädigen Blick bekommen wollen. Für die übrige Nation werden diese Wetten, wie in vielen andern Ländern, durch die beträchtlichen Verluste und Gewinne die sie verursachen, zu einem sehr interessanten Gegenstand.

Die Fischerey ist ebenfalls ein Vergnügen, das allen Ständen gemein ist. Die grosse Anzahl Flüsse, Kanäle und Seen, bietet es allenthalben dar, und für ein so müßiges und träges Volk ist es immer ein sehr nützlicher Zeitvertreib; denn indem es sich ergötzt, arbeitet es auch zugleich für seinen Unterhalt ꝛc. Im Ganzen genommen ist das männliche Geschlecht in Tunkin feig und faul. Die besten unter ihnen, würden bloß an die Befriedigung ihrer Leckerey denken, wenn sie nicht die Noth zur Arbeit zwänge; nur Leidenschaften, und zwar Leidenschaften die immer der Gesellschaft schaden, sind in Stande sie aus dieser Schlafsucht zu reissen. Das schöne Geschlecht ist ganz anders gesinnt: seinen entschiedenen Hang zu Mannspersonen bey Seite gesetzt, ist es weit arbeitsamer und hochachtungswürdiger, und zeigt oft mehr Muth und Fleiß, als das andere Geschlecht.

6.

*) König, bedeutet immer, den Chava, den die Europäer König, und den Dara, oder das Schattenbild der obersten Würde, Kayser zu nennen pflegen. A. d. U.

6.

Nahrungsmittel und Speisen der Tunkineser — Art sie zuzurichten — Getränke und Weine des Landes — Gebräuche bey Tische.

Der in Wasser gekochte Reiß, ist für die Tunkineser, was uns das Brodt ist. Die Armen und Landleute essen ihn flüßig, und fast auf die Art gekocht, wie man in gewissen französischen Provinzen die Grütze von Gerste oder andern Früchten macht: auf diese Weise essen sie weniger davon, und er nährt besser. Die Arbeiter in den Städten und wohlhabende Leute essen ihn trocken. Man kocht für jede Mahlzeit welchen, und verzehrt ihn warm. Da er ohne Salz oder andre Würze, und fast immer in Wasser zubereitet wird, so kann er nicht anders als sehr stark schmecken; deswegen bedient man sich stark gesalzener und anderer Speisen von auffallendem Geschmack: als z. E. des Balachans; (es giebt verschiedene Arten desselben und er vertritt die Stelle der Sardellen;) des gesalzenen Fisches; und einer Sorte von Salz, das aus gewöhnlichem Salze, einem kleinen gerösteten und gepulverten Korne von gutem Geschmacke, und gesalzenem Fischwasser besteht. Dies sind die Würzen und Zuthaten alle, die man in den Küchen der Reichen und Armen kennt. Unterdessen leben hier, wie überall, die erstern weit lockerer als die letztern. Obgleich überhaupt genommen, der Fisch in Tunkin gut ist, so giebt es doch eine Auswahl in seinen Sorten, so wie unter dem Federvieh und den See- und Fluß-

Vögeln

Vögeln. Das Land hat einen Ueberfluß daran, allein für das gemeine Volk ist es immer eine seltene Speise; seine gewöhnliche Nahrung besteht in Reiß, Gemüsen, und den gemeinsten kleinen Fischen.

Mit dem Balachan und Salzwasser wird ein grosses Gewerbe getrieben, wo es jedermann braucht, und man sich ihrer nur im äussersten Nothfall beraubt: sie kommen an alle Gerichte der Tunkineser. Den Balachan zu verfertigen füllt man grosse hölzerne Gefässe oder Wannen mit Fischen und Krabben an, man stoßt sie und thut, nach Proportion, Salz und Wasser dazu: man läßt das alles einen Monath oder sechs Wochen zusammen gähren, und rührt es täglich wohl durch. Ist diese Zeit vorbey und man will nur Salz-Wasser haben, so zieht man die Brühe ab, die von einer dunkelrothen Farbe ist, und füllt sie auf Gefässe; hat man aber Balachan verfertigen wollen, so thut man die Brühe sammt dem Bodensatz in irdne Töpfe, die so durch das ganze Königreich verführt werden.

Man ißt in diesem Lande alles, was in Lüften, im Wasser und auf der Erde lebt, und wächst, sogar oft giftige Thiere nicht ausgeschlossen. Die liebste Speise der Tunkineser ist rohes Fleisch von Fischen und Ochsen, und das Blut der Thiere, wie es aus den Adern kommt. Sie wissen es so gut und mit so fürtreflichen Brühen zuzurichten, daß schon der blosse Anblick Fremde zum kosten reizt, und sich sogar Europäer daran gewöhnt haben;

ben; man hält es für gesund und erfrischend. Schweinefleisch ist hier am allergemeinsten. Bey der grossen Anzahl von Gemüsen, Früchten, Wurzeln ꝛc. fällt ihre Nahrung weder kostbar noch schwer, und deswegen ziehen auch die ärmsten Leute welche von diesen Thieren auf; man sieht keinen von ihnen, der nicht ein Schwein, vermittelst eines kleinen, an seinem Ohre befestigten, Stricks, mit sich führen sollte. Die Fischer selbst, und alle bey den Kanälen und Flüssen beschäftigte Personen, haben welche in ihren Kähnen. Die kleine Fische, die man lebendig und in Tassen wo sie herumschwimmen, aufträgt, sind ein wahrer Leckerbissen. Unter die Zahl der übrigen Gerichte, die am meisten gesucht werden, gehören die Hunde, die Katzen, die Ratten, (gegen die jährlich eine allgemeine Jagd angestellt wird) das Elephanten- und Pferde-Fleisch, die Seidenwürmer, die Eyer gewisser Ameisen, die grossen weissen Würmer, die in alten Bäumen stecken, eine Art kleiner Honigfliegen, und die Kälber die todt zur Welt kommen: Die Tunkineser essen alles dieses mit der Haut; und ziehen sie nie von einem Fleische ab. Sie nutzen alles, sogar die Knochen, die am zartesten sind; denn sie verfertigen einen Teig und kleine Kügelchen daraus. Faulheit, Nothdurft und Heißhunger zwingen sie, nichts verderben zu lassen, was zu ihrem Unterhalt dienen kann.

In der trocknen Jahreszeit wird das Land von Schwärmen Ungezieffer heimgesucht, das den Maykäfern gleicht. Das Volk sammelt davon

so

so viel als es kann, röstets und pulverisirts, und thuts zum Haut-Gout an die Speisen. Man ißt in Tunkin keine Hünereyer, ausser als Arzeney und in Krankheiten. Man hebt die gebrüteten für die Tafel des Königs und der Grossen auf. Enten-Gänse- und andere Eyer aber, werden desto mehr verbraucht. Man ißt weder Butter, noch Milch, noch Käse, für dem man hier eine Art von Abscheu hat; einige Tunkineser, die nach Macao gebracht wurden, waren verschiedene Tage krank, als sie davon gegessen hatten. Man bedient sich in den tunkinesischen Küchen wenig des Oels; man verfertigt es sogar in sehr geringer Quantität, obgleich die Olivenbäume im Lande gut fortkommen. Bey reichen Personen thut man Schweinefett ans Essen; der gröste Theil der Nation aber begnügt sich an dem Salzwasser, das an alle Brühen kommt.

Ausser der grossen Anzahl Wurzeln und Gemüse, giebt es auch eine Menge Bäume, von denen man das junge Laub, das Herz, und die zärtesten Zweige ißt. So vertritt das Mark vom Bambus die Stelle des schönen und grossen Spargels, der sehr dick, und zuweilen fünf bis sechs Fuß lang ist. Man trocknet ihn, und läßt ihn kochen wenn man davon essen will. Das Mark und Herz des Areca's hat einen fürtreflichen Geschmack. Man verfertigt hier auch verschiedenes Backwerk, das gewöhnlich gekocht oder geprügelt wird, wenn es von Mehl oder Reiß ist. Unter andern kleine Brode, die bey

dem Brodem eines kochenden Topfes gar werden, und die man weich ißt; die Europäer rösten sie, welches sie noch weit leichter macht, und einen angenehmern Geschmack giebt. Selten werden sie von Weitzen gemacht, denn man säet keinen in Tunkin, und das Mehl kommt aus Sina. Man hat in diesem Lande weder Back-Oefen noch Mühlen, weil man den Gebrauch des Brods nicht kennt. Ein sehr gemeines Essen, und das Hohe und Niedrige lieben, sind eine Art Kuchen von Bohnen-Mehl, mit starken Kräutern und Balachan zugerichtet. Sie werden auf verschiedene Art gegessen; Man schneidet sie entweder in Stücke, und läßt sie Backen, oder man verzehrt sie am Feuer getrocknet, und geräuchert, mit Schweinefett, und so schmecken sie am besten. Es soll eine sehr gesunde Speise seyn, welches ohne Zweifel mit zu der ungeheuern Consummirung beyträgt, die davon gemacht wird. Sie werden nicht um des Preisses wegen von den Reichen gesucht, denn sie sind nicht theuer; das Pfund, das eilf Unzen hat, kostet nicht über einen Sol. Man verfertigt hier auch eine Art Pfannkuchen oder Waffeln von aufgelöseten Thon, Zucker, und andern gewöhnlichen Zuthaten; eine Speise die nothwendig sehr ungesund seyn muß, nach der aber die Damen sehr lüstern sind. Da der Zucker im Lande so gemein ist, so macht man alle Sorten von Früchten, und sogar Wurzeln ein: diese trocknen oder flüßigen Confituren, sind von keinem unebnen Geschmack.

Man macht in Tunkin eben so viel als in Sina, und dem ganzen Orient, aus den kleinen Vogelnestern, die nicht allein unter die ausgesuchtesten Leckereyen gerechnet werden, sondern die man auch noch für ein Magenstärkendes, und stimulirendes Mittel hält. Diese Vogelnester kommen nur auf die Tafel des Königes, und weniger Grossen. Man löset sie auf, man macht Kraftbrühen davon, man vermischt sie mit andern Lieblings-Gerichten, und behauptet, daß sie alle Arten von Geschmack haben. Die Eingebohrnen von Sina und Tunkin, mögen vielleicht alle diese Tugenden an ihnen finden, aber für einige europäische Gaumen sind sie nicht so schmackhaft gewesen. Doch hat es auch wieder Europäer gegeben, die sie als eine der vorzüglichsten Speisen betrachten, die zwar an sich keinen bestimmten Geschmack hat, die sich aber mit allen Arten von Gerichten verträgt, und sie fürtreflich macht. Die kleinen Vögel Chim genannt, welche diese Nester bauen, hängen sie an Klippen, gegen die sich das Meer bricht. Aller Wahrscheinlichkeit nach bestehen sie aus dem verdickten Schaum des Meeres, den diese Vögel mit ihrem Schnabel auffassen, und dem Saft oder Harz des *) Calembac. Diese beyden, zusammen vermischte und verhärtete Materien formiren eine durchsichtige Substanz, die, wenn sie frisch

*) Der Calembac ist in Europa wenig bekannt; man sammelt ihn in den fast unzugänglichen Gebirgen von Cochinchina und der sinesischen Provinz Yeman, Er wird mit Gold in Japan und Sina aufgewogen.

frisch, weiß ist, und wenn man sie trocknet, das Mittel zwischen gelb und grün hält. Man findet diese Nester in grosser Anzahl eines ans andere geklebt, und ohngefehr wie unsre Schwalbennester aber weit kleiner, gestaltet. Wenn man sie verkauft, gleichen sie fast an Form und Grösse, der Hälfte einer eingemachten Citronen-Schaale. Sie werden in kleinen Kähnen eingesammelt, mit denen die Eingebohrnen zwischen diesen Klippen herumzufahren wissen. Der König von Cochinchina, (wo die meisten in dieser Gegend gefunden werden) hat sich in seinen Staaten den ausschlieslichen Handel davon, als der kostbarsten und gesuchtesten Waare seiner Länder, vorbehalten.

Das Küchengeräthe ist in Tunkin nicht zahlreich und wenig verschieden; es besteht aus Kochtöpfen, von verzinntem Kupfer, grossen und kleinen, ohne Füsse, und fast wie die unsrigen gestaltet; eisernen Pfannen, die aus Sina kommen, und breit aber nicht tief sind; und Schüsseln und Töpfen von gemeiner Erde. Man weiß hier nichts vom Braten. Im platten Lande wo es wenig Holz giebt, braucht das Volk Stroh zum kochen: es sammelts in grossen Haufen, und sichert's vor dem Regen und den Ueberschwemmungen.

gen. Dieses Harz tropft von Natur, aus dem Aloebaum, den man aber nicht mit der Pflanze dieses Namens, die ihres bittern und purgierenden Safts wegen in den Apotheken berühmt ist, verwechseln muß. Dem Calembac, danken diese Vogelnester allein ihre herrliche Eigenschaften.

gen. Die Aeste von den Bäumen der Umzäunungen, und einige grosse getrocknete Wurzeln, dienen das Feuer zu unterhalten und ihm mehr Kraft zu geben. Vielleicht kommt von eben diesem Holzmangel die Gewohnheit des Volks her, gewisse, schwer zu kochende Speisen, roh zu essen.

Der gewöhnliche Trank des Volks, ist der inländische Thee, nicht der feine und schmackhafte Thee, den wir aus Sina nach Europa bekommen; der wächst nicht in Tunkin; sondern eine Art von groben Thee, Chiabang genannt, von herbem Geschmack, der aber sehr gut den Durst löscht. Er muß einige Stunden im Wasser kochen, und ist roth wie Blut. Da dieser Thee nicht häufig genug wächst, um das ganze Volk damit versehen zu können, so kocht man sich auch Thee von Blättern und Rinden, und sogar von Holz, wo ein Stück verschiedenemal, sieben bis acht Tage gekocht werden kann, und immer seine Eigenschaft beybehält. Dieser Trank verdirbet den Magen, weil er zu fressend ist, und die Verdauung zu sehr beschleunigt. Er ist von solcher Schärfe, daß sein zu häufiger Gebrauch die Krätze verursacht, ein Uebel, das, wie die Flechten, in Tunkin sehr gemein ist.

Die Grossen trinken sinesischen Thee, mehr aus air als Geschmack; denn sie haben einen andern, Chiaway, der aus den Knospen und Blüthen eines inländischen Baumes besteht, die ebenfalls gedürrt und dann gekocht werden: es ist ein angenehmer Trank; man trinkt ihn warm,

nicht sowohl des Nutzens als des Vergnügens wegen. Der Reißbrandtewein oder Arrack, ist in Europa bekannt genug, und ein ungesundes Getränk; den, der ihn im Uebermaasse genießt, liefert er auf der Stelle aus den Händen des Schlafs in die Hände des Todes. Der sinesische Wein, der durch die Gährung aus dem Reiß gezogen wird, ist von verschiednen Sorten. Derjenige den man den Mandarin-Wein nennt, ist sehr gut, und von gelber Farbe. Man läßt ihn lange auf grossen irdnen Gefässen gähren, und mischt einige gute Kräuter, und, wenn die Sage wahr ist, ein neugebohrnes Lamm darunter, das in eine Art flüßigen Teigs verwandelt worden. Ist dieser Wein hell, so zieht man ihn auf Flaschen die ohngefehr eine Pinte halten, und so kann er Jahrhunderte aufgehoben werden, ohne das geringste von seiner Güte zu verlieren. Er wird in Tunkin theuer bezahlt, wohin man ihn aus Sina bringt; er ist stark, von einem nicht sehr angenehmen Geschmack, und wird mehr von den Tatarn als Sinesern geliebt. Die Tunkineser trinken ihn nur an grossen Festen, und wenn sie recht hoch schmausen wollen. Mit dem gewöhnlichen Weine macht man wenige Umstände. Man verfertigt welchen in Tunkin zum Gebrauch des gemeinen Volks; er ist sehr wohlfeil, und heißt Wasserwein; weil zu acht Theilen Wasser nur zwey Theile Wein kommen. Man hält ihn übrigens mit Recht für sehr erfrischend. Der Reiß, aus welchen alle diese Weine und Geister gebraut werden, unter-

scheidet sich von dem Reisse den man ißt, und wird bloß zu dieser Bestimmung gebaut.

Alle diese Lebensmittel und Getränke, die wir eben beschrieben haben, sind auf den ordentlichen Märkten feil, die von fünf Tagen zu fünf Tagen gehalten werden.

Man ißt in Tunkin auf lackirten, runden oder viereckigten und nicht zu hohen Tischen, weil man mit kreutzweisen Beinen sitzt. Mehr als viere können nicht bequem an einem Tische sitzen. Man trägt den Reiß in Tassen, und die übrigen Gerichte in kleinen Schüsseln auf, die der Unterschale einer Thee-Tasse gleichen. Das Tischgeschirr richtet sich nach dem Stande der Gäste und den Umständen des Wirths; es ist von sinesischem oder japanischem Porcellan, oder von inländischer Fayence, und in gewissen Fällen, von lackirtem Holz. Bey der Sauberkeit dieser Tische sind die Tischtücher unnöthig, und man braucht eben so wenig Servietten, da man kein Gericht mit den Fingern berührt. Jedem werden dieselben Speisen besonders in Schalen oder Tassen aufgetragen, und statt der Löffel oder Gabeln hat man kleine Stöcke von Elfenbein oder Ebenholz, mit Gold oder Silber geziert, oder auch bloß von hartem Holz, mit denen man die Speise in Mund bringt. Man hält die Tasse mit dem Reiß in der linken Hand, man nähert sie dem Munde, und hilft mit dem Stöckchen nach: eben so macht man es mit dem Fleische

sche, das zerschnitten auf die Tafel gebracht wird. Alles flüßige wird wie der Reiß geschlurft. Jedermann ißt mit Reinlichkeit, und berührt nichts mit der Hand als die Schaale, oder das Stöckchen. Diese Art zu essen scheint uns Anfangs unbequem, aber Gewohnheit macht alles leicht; ein Tunkineser würde eben so verlegen mit unsern Gabeln und Messern seyn, als wir mit seinen Stöckchen. Personen von Stande essen mit einem gewissen Anstande, und wie im Tackt. Die Stöckchen müssen mit Geschicklichkeit und sogar Zierlichkeit gehandhabt werden, und der Bissen muß in den Mund wie zu springen scheinen.

Da das gemeine Volk sehr gefräßig ist, so ist es auch mit nichts emsiger beschäftigt, als sich den Bauch so schnell als möglich zu stopfen. Es antwortet nicht einmal, wenn es auch noch so viel gefragt wird, und scheint zu fürchten, daß die Zeit, die es zum reden braucht, es um sein Vergnügen und um einem Mundvoll mehr bringen könnte. Die gemeinen Leute essen ungeheuer, aber sie trinken nicht in gleichem Maaß, selbst bey ihren Schmäusen, und selten schweifen sie in starken Geträuken aus. Am Hof und unter den Soldaten, ist es das Gegentheil; der stärkste Trinker paßirt da für den besten Gesellschafter. Bey Gastereyen haben die Gäste die Freiheit, alles zu fodern was ihnen beliebt, und der Wirth sieht dieses noch dazu als eine besondre Gütigkeit von ihnen an. Am Ende der Mahlzeit präsentirt man in reichen Häusern, ein weisses oder gemaltes

baum=

baumwollenes Tuch, woran sich die Gäste die Finger trocknen.

Die Reichen und Grossen thun drey Mahlzeiten des Tages, ohne noch eine kleine Collation während des Nachmittags, zu rechnen. Das gemeine Volk hat keine gesezte Stunden; es ißt wenn's seine Arbeit ihm verstattet, und es was hat.

7.

Gemeine Krankheiten in Tunkin — Wund- und Arzney-Kunst.

Jedes Klima, jede Gegend, hat Krankheiten die ihm eigen, und andere die ihm ganz fremd sind, oder doch so selten, daß man sie fast gar nicht kennt. So weiß man in Tunkin nichts von Schlagflüssen, Seitenstechen und Pest. Man trift sehr wenige Lungensüchtige, Bucklichte, oder andere Personen mit äusserlichen Leibes-Gebrechen, an. Taube und Blinde sind ebenfalls was seltenes. Die Temperatur des Landes scheint hier den Werkzeugen der Sinne, ihre Eigenschaften und Kräfte länger als in vielen andern bekannten Regionen zu erhalten. Die gemeinsten Krankheiten sind, Fieber, rothe Ruhr, Gelbsucht, Pocken, und verschiedene dem Lande eigene, die ihren Ursprung im Klima, der grossen Hitze, oder den Speisen, haben, und einige Temperamente stärker als andere angreifen.

Der Aussatz ist ein so gewöhnliches Uebel, daß man an verschiedenen Orten, denen damit

Behaf-

Behafteten, eigene abgesonderte Plätze, zu ihrem Aufenthalt anweiset: sie sind von der Gesellschaft ausgeschlossen, und man kann sie ungestraft tödten, wenn sie in den Dörfern oder Städten sich antreffen lassen. Es ist eine entsetzliche Krankheit: Sie geht die Füsse und Hände an, so daß den armen Kranken zuletzt die Zähen und Finger weggefressen sind. Oft leben sie lange und pflanzen die Krankheit auf ihre Kinder fort; denn man ist gezwungen ihnen das Heyrathen zu gestatten, weil sie so hitziges und scharfes Blut haben, daß die Beraubung des Umgangs mit Weibern, sie rasend machen würde.

Der böse Wind, ist eine andere, uns unbekannte Krankheit. Dieser Wind, oder vielmehr eine kalte, mit lokalen Ausdünstungen beladene Luft, macht mit einmal das Blut erstarren, und tödtet einige Personen auf der Stelle; andere werden nur an einigen Gliedern gelähmt; am öftersten verzerrt es den Mund, und verdreht ihn wie in einem Anfalle von Schlagfluß. Ist der Anfall nur leicht, so bringt man sich durch Erwärmen wieder zurecht. Es giebt verschiedene specifische Mittel gegen dies Uebel, wenn sie bey Zeiten gebraucht werden.

Kindbetterinnen sind einer Revolution im Blute unterworfen, die sie in einem Augenblick erstickt, oder auf ihr ganzes Leben elend macht; gewöhnlich werden die davon Angegriffene unfruchtbar. Die Kinder sind gefährlichen Verstopfungen ausgesetzt, wodurch alle natürliche Ausleerungen

rungen gehemmt, und viele dem Tod überliefert werden. Man braucht Nabel-Pflaster von Coakroch und gerösteten Zwibeln dagegen, die schleunige Hülfe leisten.

Die Aerzte und Wundärzte sind im höchsten Grad unwissend, und heilen auf Gerathewohl; sie wissen nichts vom Bau des menschlichen Körpers, und seiner Beschaffenheit, und ihre ganze Wissenschaft schöpfen sie aus sinesischen Büchern, wo sie die Arzneymittel, Kräuter und Wurzeln, die sie bey ihren Kuren brauchen, kennen und zubereiten lernen. Sie nehmen den Sitz aller Krankheiten im Blute an, und achten nicht auf die Verschiedenheit der Leibes-Beschaffenheiten, und die Eigenschaften der Säfte. Unterdessen besitzen sie einige alte medicinische Bücher, wo alle Theile des Körpers abgebildet sind, welches wenigstens beweiset, daß sie vor diesem einige Kenntniß von der Zergliederungs-Kunst gehabt haben müssen, wenn sie ihnen auch gleich jezt mangelt, und sie sich eben so wenig aus diese Schriften machen. Die sinesischen Aerzte werden den tunkinesischen weit vorgezogen; sie verstehn sich sehr gut auf den Puls, und verrichten oft glückliche Kuren durch seine Kenntniß; auch werden sie sehr gesucht, und kehren bereichert in ihr Vaterland zurück. Die Wundärzte wissen hier nicht wie Verrenkungen und Beinbrüche zu heilen sind. Sie schlagen bloß gewisse Kräuter als Pflaster, oder einen Teig aus pulverisirten rohen Hüner-Knochen auf, das manchmal erstaunliche Wirkung thut. Man läßt hier selten zu Ader, und anders als in Europa.

Man

Man läßt an der Stirne mit einem Fischknochen, der die Gestalt unsrer Pferde-Lanzetten hat, und auf den man mit der Hand schlägt.

Das Hauptmittel in den meisten Krankheiten, ist das brennen. Ein recht dürres Baumblatt wird in einem Mörsel gerieben, und mit aufgelöster sinesischer Dinte, leicht befeuchtet. Man macht verschiedene Stücke in der Grösse eines Liard's daraus, die auf verschiedene Oerter des Körpers gelegt, und mit Papier angezündet werden. Der Kranke hat eben so viele Gedult gegen den Schmerz, den dies Mittel verursacht, als Vertrauen auf seine Wirkung. Das Schröpfen ist sehr gebräuchlich; es geschieht auf dieselbe Art wie in Europa, nur bedient man sich statt der gläsernen Schröpfköpfe, der Kalebassen. Klystire werden in keiner Krankheit gebraucht, und eben so wenig die eigentlichen Purganzen. Die Aerzte rühmen sich, gewisse Kräuter zu kennen wo jedes seine Krankheit hebt, unterdessen mag die simple und anhaltende Diät, welche die Kranken von freyen Stücken beobachten und die sich größtentheils auf flüßigem Reiß, einer sehr gesunden und heilsamen Speise einschränkt, mehr zu dem guten Erfolg der Kuren beytragen, als alle Verordnungen der Aerzte. Diese erlauben ihren Kranken von allem zu essen, nur Schweine- und Hünerfleisch nicht: Entenfleisch hingegen wird für sehr erfrischend, und für eine Art Fischspeise gehalten, die allen Kranken sogar vorgeschrieben wird.

Das Wasser in Tunkin ist, überhaupt genommen, ungesund, und verursacht in der Heis-

sen-

sen= und Regen=Zeit, wo nicht Epidemien, doch empfindliche Beschwerden. Sonderlich findet man dieses in den Gebirgen und waldigen Gegenden, wenn das Laub fällt. Dieses Laub, das in den Quellen und Bächen fault, theilt ihrem Wasser eine sehr schädliche Eigenschaft mit, die beinahe für alle Tunkineser, die aus dem platten Lande ins Gebirge ziehen, betrübte Folgen hat. Man entgeht dieser Gefahr auf keine andere Weise, als wenn man die Wälder vor der Wiederkunft des Frühlings verläßt. Die Eingebohrnen dieser Gegenden, scheinen weniger davon zu leiden, ohngeachtet die meisten mit Knoten behaftet sind, und wegen der bösen Säfte die sich da zusammenziehn, gewöhnlich ein Bein dicker als das andere haben. Die von Dünsten schwere Luft, die man in diesen Wäldern athmet, kann auch etwas zu diesen Krankheiten beytragen. Mißionarien und Fremde, welche in diese Gegenden reisen, haben alle Mühe sich des Schlafs zu erwehren. Sie mögen sich noch so sehr in Acht nehmen, selten kommen sie ohne Krankheit davon.

Mit der Sommerhitze stellen sich auch fast allezeit ansteckende Krankheiten ein, woran eine Menge Personen sterben: ganze Dörfer werden manchmal entvölkert. Es sterben mehr Mannspersonen als Frauenzimmer; denn der heftige Regen und die Hitze hindert die Mannspersonen ihren Geschäften nachzugehn, und in ihrer gewöhnlichen Thätigkeit zu verharren; die Frauenzimmer hingegen bleiben immer mit denselben häuslichen Arbeiten beschäftigt, und folglich auch immer

immer in derselben Bewegung. Gegen den September hören die Krankheiten auf, die Luft ändert sich und wird gesünder, weil Dürre auf die Nässe folgt. In diesem Lande ist der Winter die gesündeste und angenehmste Jahreszeit: man kann ihn mit den schönsten europäischen Frühlingen vergleichen: es regnet wenig, und friert niemals, selbst bey der größten Entfernung der Sonne nicht.

Troz dieser Krankheiten und dem ungesunden Sommer, findet man hier stärkere, und den Unbequemlichkeiten ihres Alters weniger ausgesezte, Greise, als in irgend einem Theil von Europa. Es ist nichts seltenes welche an der Spitze von sechszig oder achtzig Kindern und Kindeskindern zu erblicken, die alle von ihnen abstammen, und die ihr Alter in einer glücklichen Reife beschliessen, der Frucht gleich, die vom Baum fiel, der sie ernährt. Sie verlassen das Leben ohne Widerwillen; sie leben in ihren Kindern wieder auf, und der Trost in ihren Armen zu sterben, raubt dem Tod alle seine Schrecken. So verlischt ihr Daseyn, ohne von allen den traurigen Zurüstungen, unnützen Klagen und verstellten Thränen beunruhigt zu werden, die bey uns polizirten Völkern den armen Greiß umstürmen, peinigen, und ihm nur einen Schritt fürchterlicher vorspiegeln, den er nicht vermeiden kann. Diese glückliche Greise geniessen dieses Vortheils, als eine Belohnung des frugalen und arbeitsamen Lebens, das sie geführt haben. Man trift ihrer aber mehr unter dem gemeinen Haufen, als unter Personen von Stande an.

8.

8.

Leichenbegängnisse — Zurüstungen dazu — Ehrfurcht für die Todten.

Die Tunkineser befolgen buchstäblich bey ihren Todes-Festen, eine Art von Ritual, das sie ursprünglich aus Sina erhalten haben. Sie legen dabey jenen berühmten Spruch des Confu-tze zum Grunde; „diene den Toden wie den „Lebendigen!" oder; „habe für Abwesende gleiche „Achtung, wie für die Gegenwärtigen!"

Nach ihrer Meinung werden die Kinder, im Schoose der Mutter, von den Seelen derjenigen Kinder belebt, die starben, ehe sie zur völligen Reife ihres Verstandes gelangen konnten: aus den Seelen aller übrigen Menschen hingegen, werden so viele Geister, in deren Macht es steht, böses und gutes zu thun, und die beständig in der Irre umherwandern und allen Bedürfnissen ausgesetzt seyn würden, wenn ihre Familien sie nicht unterstützten, oder sie sich nicht selbst, nach ihren eigenen Neigungen ihre Bedürfnisse durch das Böse oder Gute verschaffen, das in ihrem Willen steht. Sie lassen sich nicht darüber heraus, was aus diesen Seelen wird, wenn die Hülfe ihrer Familien aufhört, oder wie lange diese Familien zu dieser Hülfe verbunden sind. Sie bleiben bey der Ueberzeugung, daß der Tod das gröste Uebel ist, das einem nach der Kindheit begegnen kann, und sie neh-

nehmen sich sorgfältig in Acht von Dingen zu sprechen, die den mindesten Bezug darauf haben könnten. Einem Menschen merken lassen, daß sein letzter Augenblick nah sey, würde hier, wie wir schon oben anmerkten, die größte Unhöflichkeit, und eine Art von Barbarey seyn.

Unterdessen beobachten sie mit der skrupulösesten Genauigkeit, die Stunde und den Augenblick, wo jemand stirbt, und in dem Nu, wo sie glauben, daß es mit ihm zu Ende geht, bedecken sie sein Gesicht mit einem Schnupftuche, und wickeln es, sobald er den letzten Seufzer von sich stieß, sorgfältig zusammen, weil, wie sie wähnen, sich seine Seele darin auffing. Fügt es sich, daß er an demselben Tage stirbt, wo sein Vater, oder seine nächsten Verwandte geboren sind, so wird dieses für eine sehr traurige Vorbedeutung für seine Erben und Abkömmlinge gehalten. Alsdenn begräbt man ihn nicht ehe, als bis man die Priester und Wahrsager des Landes befragt hat, welcher Tag der günstigste zu dieser Ceremonie sey, und am leichtesten das gedrohte Uebel abwenden könne? Es vergehn manchmal viele Monathe, ja viele Jahre, ehe diese Antwort erfolgt, und bis dahin bleibt der Sarg, auf vier Pfählen gestellt, in einem, zu diesem Gebrauche bestimmten Orte des Hauses, oder einer, besonders dazu erbauten Hütte, verschlossen. Doch alles dieses gilt nur von den Grossen und Reichen, denen es hier, wie überall, mehr um das Leben zu thun ist, als den

Gerin-

Geringern und Armen. Diese würden die Kosten eines so langen Aufschubs nicht erschwinden können; auch begraben sie ihre Todten gleich die ersten zwölf oder vierzehn Tage. Denn je länger das Begräbniß aufgeschoben wird, je mehr kostet es den Weibern und Kindern des Verstorbenen, und allen seinen Verwandten, die nicht allein das ihrige zu der Bestreitung der Leichen-Kosten beytragen, sondern auch noch täglich, zu bestimmten Zeiten, öfters vor dem Leichnam niederfallen, und ihre Wehklagen anstimmen müssen; Pflichten die eben so ermüdend als unumgänglich sind.

Die Reichen machen einen ungeheuern Aufwand bey den Begräbnissen ihrer Todten. Um ihre Pracht recht auskramen zu können, schieben sie solche wenigstens drey Monathe auf, wenn keine von den obenerwähnten Ursachen sie zwingt, es gar auf Jahre zu thun. Alte Leute pflegen sich ihren Sarg selbst machen zu lassen. Sie lassen ihn so kostbar verfertigen, als es ihre Umstände erlauben, und gebrauchen das theuerste Holz und den schönsten Lack dazu. Man macht einen Unterschied bey den Begräbnissen, in den Geschlechtern. Man zieht den Mannspersonen sieben, und dem Frauenzimmer neun ihrer besten Kleider an. Um sie vor Mangel in jener Welt zu bewahren, giebt man ihnen Gold- und Silbermünzen und kleine Perlen in den Mund. Der Sarg wird mit seidenen Stoffen ausgeschlagen, und der Körper mit gegen den Himmel gerichte-

richteten Gesicht, hineingelegt, und der Kopf auf eine Art Teig befestigt, damit er unbeweglich bleibt. Das übrige im Sarg, wird mit dem schönsten Reiß angefüllt. Die Leichen ärmerer Personen werden beinahe auf dieselbe Art behandelt, nur daß man ihnen, statt des Goldes und Silbers, den Mund mit gemeinen und weniger kostbarern Dingen anfüllt, bloß in der Absicht, um sie durch diesen Zaum zu hindern, die Lebenden nachher zu plagen. Man macht hierauf den Sarg zu, doch bedient man sich keiner Nägel, um die verschiedenen Theile desselben aneinder zu befestigen; man würde dadurch die Leiche zu beschimpfen glauben; sondern man calfatert ihn mit einer Art Kitt, der sehr gut hält, und überzieht ihn mit Lack. Bey dieser Behandlung, ist es kein Wunder, wenn die Luft auf die Leiche nicht wirken, und man sie viele Jahre bey sich aufheben kann, ohne durch ihren Geruch inkommodirt zu werden. So lange sie im Hause bleibt, muß der älteste Sohn zu den Füssen des Sarges schlafen, und ihm ganze Thiere, oder, mit Speisen und Weyrauch reichlich besezte Tafeln opfern; eine Schuldigkeit, von der sich niemand ohne Sünde ausschliessen kann.

Am Tage des Begräbnisses versammeln sich die Verwandte und Freunde, in Trauerkleidung, das ist, in langen Röcken von grober, weisser, Baumwolle. Der Sohn, oder die Person, die das Leichenbegängniß anführt, erscheint mit einem Strick umgürtet, und statt der Mütze mit einem Strohwisch auf dem Haupte, der es mehr um-

umwickelt als bedeckt: alle haben Stöcke in den Händen, auf die sie sich stützen, als wenn sie der Last ihres Schmerzens erliegen müßten. Die Weiber und Töchter haben den Kopf und das Gesicht mit einem Stück Leinwand verhüllt, so daß man sie nicht sehen kann; es verhindert aber nicht, daß man nicht ihr Geschrey und Wehklagen hören sollte. Die Leiche wird von zwanzig oder dreißig Personen, gravitätisch und langsam getragen: man giebt auf das genaueste Acht, daß sie nicht mehr auf die eine als die andre Seite hänge, und damit das Gleichgewicht desto besser beobachtet werde, setzt man oben auf die Baare, eine Schaale mit Wasser; ist, wie's gemeiniglich zu geschehen pflegt, nichts davon verschüttet, so betrachtet man es als ein gutes Zeichen, und beschenkt die Träger.

Die ganze Versammlung geht vor der Leiche her, oder folgt ihr nach: ein Ceremonien-Meister ordinirt die Kniebeugungen, das Niederfallen, das Wehklagen, das Seufzen, und auf sein Signal geschieht alles in größter Ordnung. Das Geschrey aller dieser Männer und Weiber, fängt mit einem Tempo an: die einen beklagen in ihm den Mann, die andern den Vater, und die mehresten den Verwandten, den Wohlthäter oder Freund; jeder richtet sein Lob nach den Eigenschaften ein, die er ihm beylegt; auf ein neues Zeichen schweigt alles wieder mit einmal stille, und man setzt den Zug in tiefem Schweigen fort. Von Zeit zu Zeit hält man inne, um zu opfern, und dieselbe Ceremonien von vorne anzufangen.

Wäh-

Während des Marsches, wirft sich der älteste Sohn von Zeit zu Zeit zur Erde, und läßt den Sarg über sich hingehn; diese Handlung wird für den größten Beweis der kindlichen Ehrfurcht gehalten, den man geben kann: wenn er wieder aufsteht, stößt er mit beyden Händen den Sarg zurück, als ob er seinen Vater zwingen wollte, wieder zu den Lebenden zurück zu kehren.

Vor dem Zug geht Musik her, und man trägt Fahnen, worauf verschiedenes zum Lobe des Verstorbenen geschrieben steht. Eins der für- nehmsten Stücke bey der ganzen Feyerlichkeit aber, ist das Schnupftuch, worinn man die See- le aufgefangen hat: man trägt es mit grosser Vorsicht bis an den Ort des Begräbnisses, und wieder zurück ins Haus, wo es auf eine kleine Tafel gelegt wird, die blos zu diesem Gebrauch bestimmt ist.

Bey dieser Ceremonie, opfern die Reichen allerhand Thiere, und sogar ganze Palläste mit ihren Meubeln; alles dieses ist von Geldpapier gemacht, wovon man von Zeit zu Zeit eine ge- wisse Quantität verbrennt. Man betrachtet diese Opfer, als so viel Wechsel, die zum Besten des Verstorbenen ausgestellt werden, und vermittelst deren er in jener Welt alles bekommt, was er zu sei- nem Wohlbefinden nöthig hat. Ausser diesen Opfern werden auch noch eine Menge Tafeln aufgesetzt, die so überflüßig mit wirklichen Spei- sen und Lebensmitteln überladen sind, daß man Leitern haben muß, um hinan zu reichen: man

giebt

giebt sie dem Pöbel Preiß, der dem Leichencon- duckt folgt. Ist nun der Körper in seine Ruhe- stätte gebracht, so kehrt die ganze Versammlung ins Trauerhaus zurück, und die Feyerlichkeit en- digt sich durch einen grossen Schmauß, wo zur Ehren des Todten, oft bis zum Berauschen, ge- trunken wird. *)

Daß sich alles dabey nach dem Stande und Vermögensumständen richtet, versteht sich von selber. Grosse Herren haben verschiedene Särge, einen auf dem andern, die unter reichen Himmeln getragen, und von Soldaten, und ei- ner langen Reihe Mandarine begleitet werden, die bey dieser Gelegenheit wetteyfern, den Todten eben die Ehre zu erweisen, die sie sich einst von ihren Familien getrösten. Die Kinder dürfen um so weniger bey solchen Trauerfällen sparen, da ihr Ruf von dem Aufwande abhängt, den sie dabey machen. Man wird für keinen guten Sohn gehalten, das doch in Tunkin wie in Si- na die erste aller Tugenden ist, wenn man nicht zu der Bestreitung des Leichenbegängnisses seines Vaters oder Mutters, etwas von seinem Ver- mögen

*) Diese Schmäuse bey Leichenbegängnissen existiren in ganz Europa, und nirgends stärker als in Deutschland. Prevost erzählt von einigen spanischen Mönchen, die in der Hitze eines solchen Festes, viva el morto! schrien, und denen ihr Ritual ausdrück- lich vorschrieb, recht viel zu trinken, damit sich der Todte desto besser befinden möge: Itaque fratres lar- gius compotandum, quia perfectius et plenius inde recreantur mortui.

mögen verkauft; ja viele verkaufen alles was sie haben, um diese Pflicht desto besser zu erfüllen.

Die Zeit der Trauer für Vater oder Mutter beträgt drey Jahre; der älteste Sohn trauert noch drey Monathe länger. Man geht aschgrau gekleidet, und in Mützen von Stroh. Während dieser langen Zwischenzeit halten sich die Kinder wenig in ihren gewöhnlichen Wohnzimmern auf; sie schlafen auf der Erde, auf Matten; sie schränken sich auf die einfachsten Speisen ein, und lassen sich in schlechten Geschirren bedienen; sie entsagen den starken Getränken, wohnen keinem Feste bey, und das Heyrathen ist ihnen verboten; brächen sie so strenge Gesetze, so würden sie ihr Recht der Erbfolge verlieren. Während der Trauerzeit begeht man jährlich viermal, im May, Junius, Julius und September, das Fest der Todten. Das Opfer, das beym Verlauf der drey Jahre gebracht wird, ist das prächtigste von allen, und so kostbar, daß oft das ganze Vermögen darauf geht.

Die Wahl des Ortes wo sie begraben seyn wollen, beschäftigt sie lange vor ihrem Tode; und diese Wahl ist ihnen nicht gleichgültig, da sie überzeugt sind, daß der Platz ihres Begräbnisses, einen Einfluß auf das Glück oder Unglück ihrer Abkömmlinge haben kann. Nach seinem Tode an einem unbekannten Ort eingescharrt und das Grab mit Dornen und Steinen zugeworfen zu werden, wird für ärger als die härteste Todesstrafe gehalten. Die Plätze zu den Begräbnissen sind nicht, wie in Sina, ausdrück-

lich auf Bergen festgesetzt, sondern jeder hat in seiner Aldee, oder Geburts-Orte, ein Fleck zu seinem Grabe, das im Mittel irgend eines belaubten Feldes liegt. Man errichtet eine Hütte daselbst, und hackt jährlich die Erde rings herum auf, damit kein Graß da wachsen kann. Es ist bey Todesstrafe verboten die Gräber zu beunruhigen, da aber in der Länge die Todten den Lebendigen kaum so viel Platz übrig lassen würden, wo sie wohnen, oder die Mittel zu ihrer Erhaltung anpflanzen könnten, so sind dieser Achtung Gränzen gesetzt. Einige Grossen, um ihr Andenken zu erhalten, lassen Gewölber bauen, worein man ihre Leichen setzt: es giebt sogar welche, die Tempel in dieser Absicht aufführen, und Leute besolden, die den Dienst darin verrichten müssen: doch sind ihrer nur eine überaus kleine Anzahl, selbst unter den Vornehmen und Reichen. Die grosse Ehrfurcht für die Gräber, erstreckt sich nicht über die vorgeschriebene Trauerzeit, oder über drey Jahre; man nimmt nach deren Verlauf den Körper aus der Erde, und sammelt seine Gebeine in einem kleinen Sarg, den man anderswo einscharrt. Hat sich das Fleisch bis auf diese Zeit erhalten, so urtheilt man daraus, daß der Todte ein böser Mensch war, daß er die Lebenden plagte, und sich, auf ihre Kosten, in diesem frischen Zustande erhielt: ist aber das Fleisch völlig verzehrt, und es sind nichts als die blossen Knochen mehr übrig, so wird dies für ein gutes Zeichen, sowohl für die Ehre der Familie, als für das Andenken des Gestorbenen gehalten.

9.

Religions-Gebräuche in Tunkin — Sekte des Foe — Sekte des Lanzo oder der Zauberer — Sekte der Gelehrten — Philosophen.

Tunkin bekam den Stof seiner religiösen Gebräuche aus Sina, wie dieses seinen Götzendienst aus dem östlichen Indien. Es giebt also in Tunkin, wie in Sina, drey herrschende Religions-Meinungen, des Foe, des Lanzo und des Con-fu-tze.

Die Religion des Staats und des Volkes, ist der Götzen-Dienst, dessen ältester und bekanntester Ursprung auf Foe oder Thanphat zurückfällt, von dem seine Jünger folgendes erzählen.

Foe war der Sohn eines Königs von Indien, der, weil er den Tribut einem benachbarten Könige nicht bezahlt hatte, und sich auch nicht im Stande fand seiner Macht zu widerstehn, seinen Sohn Foe an den Hof des Gegners sandte, um dort um Frieden zu bitten, und Anstalten zu treffen, daß der Tribut in Zukunft richtiger bezahlt werden könnte. Foe oder Fu-hi besänftigte nicht allein den aufgebrachten Monarchen, sondern er wußte sich auch so beliebt bey ihm zu machen, daß er ihm seine Tochter zur Ehe gab. Foe reisete mit ihr an den Hof seines Vaters zurück, allein, statt ihm in seinen Regiments-Geschäften beyzustehn, und mit seiner jungen Gemahlin zu leben, verschwand er,

und floh in eine Wüste, wo sich zwey Geister seiner bemächtigten, und ihm eine so unendliche Anzahl von Gesetzen und Vorschriften lehreten, daß selbst die geschicktesten und eifrigsten seiner Schüler, eingestehn müssen, sie nicht alle zu kennen. Der Einsiedler Foe, wurde Gesetzgeber, warb sich einen Anhang, und verbreitete seine Religion von Indien aus, bis an das östliche Ende der Welt, wo sie noch, in verschiedenen, nur durch Gebräuche von einander abweichenden Sekten, blüht. Die Hauptlehren seiner Religion in Tunkin sind; daß es ein Wesen der Wesen, ein Erstes aller Dinge giebt: daß Foe zu verschiedenenmalen seine Gestalt verändert, und andere Körper angenommen hat; daß nach dem Todte ein Ort ist, wo die Guten belohnt und die Bösen bestraft werden; (von welchem Ort jede Sekte sich eine, ihren eigenen Lehrsätzen gemässe, Vorstellung macht) daß ein Mensch verschiedene Seelen hat; und daß diese Seelen aus einem Körper in den andern, aus einem Thiere in einen Menschen, und so umgekehrt, wandern. Uebrigens schreibt diese Religion, Fasten und Kasteyungen die Menge vor.

Die Sinesischen Geschichtbücher unterhalten uns mit einem Mährchen, wie die Lehre des Foe sich in Orient ausbreitete.

Ein Kayser sah im Traum einen Mann von ausserordentlicher Grösse, der ihm befahl, das Gesetz des grossen Abendlandes aufzusuchen, und anzunehmen. Er wollte Anfangs selbst dahin

hin reisen, allein auf die Bitten und Vorstellungen seiner Räthe, blieb er am Ruder seines Reichs, und trug es blos einigen Herren seines Hofes auf. Die Sineser schifften sich ein, und nach einer langen Schiffarth, beschlossen sie an das erste Land anzufahren, das sie entdecken würden; dieses Land war Indien, das sie, seitdem sie Europa kennen, das kleine und Europa, das grosse Abendland nennen. Die Mißionarien (und unter diesen unser Verfasser) nehmen es unterdessen diesen Sinesern sehr übel, daß ihnen die Zeit zu lang wurde, und sie nicht bis Europa schifften, da doch das grosse Gespenst augenscheinlich keine andere als die christliche Religion andeuten wollte.

Sobald die sinesischen Abgesandten ans Land gestiegen waren, zogen sie die genaueste Kundschaft von seiner Religion ein, und nahmen einige Bonzen und Braminen mit, um die neue Lehre in ihrem Vaterlande fortzupflanzen. Der Kayser empfing sie auf das ehrenvolleste, und führte, unter ihrer Anleitung, die Religion des Foe, in dem ganzen Bezirk seiner Herrschaft ein. Er verbot Thiere zu tödten, und befahl Tempel und Gebethäuser von halber Meile zu halber Meile zu bauen, er ließ sogar in seiner Residenz einen hohen Thurm aufrichten, der besonders zum Dienst der neuen Religion gewidmet war. Dieser Thurm, wie die Sekte der Gelehrten erzählt, wurde verschiedenemal vom Blitz niedergeworfen; sie setzen sogar hinzu, daß der Kayser der diesen neuen Dienst einsetzte, und

alle seine Nachfolger, die ihm darinn nachahmten, in grosses Unglück, mit ihren Unterthanen kamen. Unterdessen hat die Lehre des Foe grossen Fortgang in Sina gewonnen, uud sich immer unter dem Volk erhalten, ob sie gleich nicht die Religion des Staats ist, und von den Kaysern, bey ihrer Throngelangung, als eine fremde Religion untersagt wird. Doch, trotz ihres eigenen Verbots, bauen diese Fürsten, selbst in den Ringmauern ihrer Palläste, Tempel für die Götzen, und in ihren Staaten, Klöster für die Bonzen: ohne Zweifel, aus Gefälligkeit für die Damen des Pallastes, die dieser Lehre ergeben sind, und aus politischen Absichten, um sich bey dem Volke beliebt zu machen, das fast durchgängig sich zu dieser Sekte bekennt. In Tunkin aber kann die Religion des Foe, als die Religion des Staats angesehn werden, da der Chova, oder der General des Reichs, in dessen Händen die ganze Macht desselben ruht, sich eine Ehre daraus macht, sie zu unterstützen: der Dova hingegen, oder derjenige, der bloß den Titel eines Kaysers, aber ohne dessen Gewalt führt, das Oberhaupt der Sekte der Gelehrten ist. In jedem Flecken oder *Xa*, muß ein Götzentempel stehn: die Pracht dieser Gebäude richtet sich nach dem Reichthum des Ortes oder Landes. Im Ganzen genommen, sehen sie nicht zum besten aus, und gleichen einer Art Pavillon, die von allen Seiten offen sind, und in denen man einige aufgehängte, oder auf Tafeln gestellte, Götzenbilder, ohne weitern Zierrath sieht. Jeder von diesen Tempeln hat seinen Hüter, der von den

Ein=

Einkünften und Ländereyen lebt, die zu dem Hause des Götzenbilds gehören, dem er dient: jeder Privatmann ist gehalten, ihm monatlich eine gewisse Quantität Reiß, und eine kleine Geldsumme zu geben.

Die vornehmsten Tempel sind ansehnlicher und schöner gebaut; einige haben Glocken- und andre Thürme, ihre beträchtlichen Stiftungen, reichen zum Unterhalt der verschiedenen Orden von Bonzen und Geistlichen hin, die zusammen leben, und ein Kleid, wie die Einwohner des Landes, von graulich weisser Farbe tragen. Sie dürfen nichts essen das Athem gehabt hat, und keinen Wein oder ein anderes berauschendes Getränke trinken; sie enthalten sich der Zwiebeln, und einer jeden Wurzel oder Pflanze von starken Geruch; sie sagen, zusammen und zu bestimmten Stunden, Gebeter in einer Sprache her, die sie kaum verstehen: ihr Oberhaupt oder Vorsteher, muß ein graduirter Gelehrter seyn: sie verrichten keine Opferspriester-Dienste; ihr Amt ist der Pagoden zu warten, und die Arzneykunst unter dem Volke zu treiben. Die meisten leben von dem Allmosen, das man ihnen giebt. Es giebt auch Bonzinnen die in Klöstern eingeschlossen leben, und nicht ehe herauskommen, als wenn sie bey den Leichenbegängnissen Musik machen müssen: sie stehen eben nicht in dem größten Ruf der Keuschheit.

Unterdessen giebt es bey weiten nicht so viele dieser Geistlichen beyderley Geschlechts, in

Tun-

Tunkin als in Sina; auch spürt man nicht, daß sie dem Volke zur Last sind, oder seiner Leichtgläubigkeit misbrauchen, um Allmosen von ihm zu erpressen. Der Karakter aller dieser Bonzen ist menschenfreundlich, und sie sind weder intolerant noch Verfolger; sie haben keinen Haß gegen die Religion der Christen, und billigen nicht daß man die beunruhigt oder straft, die sich dazu bekennen. Sie behaupten daß Foe und Jesus Brüder waren, jener der erste, und dieser der jüngste; und daß Jesus, weil er sich aus Ehrgeiz über seinen ältern Bruder erheben wollte, auf seinen Befehl ans Kreutz geschlagen wurde. Demohngeachtet aber sey es wohlgethan ihn zu verehren, nur müsse Foe's Dienst nicht darunter leiden.

Man findet in Tunkin keine Einsiedler unter den Bonzen wie in Sina. Die Ideen der Tunkineser nehmen in Religions-Angelegenheiten, (zu ihrem Glück) eben nicht den höchsten Schwung; und sie schicken sich überhaupt sehr schlecht zu den Fasten und dem Gelübde der Enthaltsamkeit dieser Kläusner. Einige versuchten es zwar das Volk zu betrügen, indem sie äusserlich auf das strengste fasteten, und heimlich herrlich und in Freuden lebten, allein ihre Taschenspielereyen wurden entdeckt, und sie mit der Schande überhäuft, die sie mit so grossem Recht verdient hatten.

Zur Feyer der Götzen-Feste, selbst der fürnehmsten, ist kein bestimmter Tag im Jahre fest-

gesetzt,

gesetzt, gemeiniglich aber pflegen die Umgänge und Opfer im fünften Monde gehalten zu werden. Die Andächtler besuchen die Tempel den ersten und funfzehnten Tag des Mondes; sie machen den Bonzen und Hütern der Pagode Geschenke, und hernach wird das Götzenbild umhergeführt, wobey alle Manns- und Weibspersonen eines jeden Dorfes, ihm in ihren schönsten Kleidern, das Geleite geben müssen. Einer der letzten Könige, stellte, theils zu seinem Vergnügen, theils zu Ehren der Götzen, von Zeit zu Zeit solche Aufzüge in der mittäglichen Provinz an, wozu jedes Dorf eine Anzahl überein gekleideter Männer und Weiber geben mußte; es war ein ziemlich regelmäßiges Schauspiel. Eben diese Ceremonien werden auch in der Königsstadt vorgenommen. Von Zeit zu Zeit geschehn allenthalben feyerliche Umgänge zu Ehren der Geister und Manen; allein so nöthig auch immer diese Feste denen scheinen mögen, die sie anbefohlen, so zwingen sie doch niemals, die gewöhnlichen Feld-Arbeiten zu unterbrechen. Ein grosser Zug von der Weisheit des Gesetzgebers!

Der Chova der vor ohngefehr vierzig Jahren regierete, war gewissen Anwandlungen von Andacht unterworfen, die ihn zwangen, beständig in seinem Pallast einen Haufen Bonzen zu unterhalten, die nach ihrer Art fasteten, und verschiedene Ceremonien zu Ehren ihrer Götzen verrichteten. Sie musten, auf seinen Befehl, die Stadt reinigen, und sie mit einer Art Weihwasser besprengen. Einige dieser Bonzen, die den Gebräu-

Gebräuchen der katholischen Religion, bey den Mißionarien beygewohnt hatten, fanden die ihrigen zu einfach und plump; sie ahmten also jenen in verschiedenen Stücken zumal im äusserlichen Pomp nach. Sie bekleideten sich bey ihren Verrichtungen mit einer Art Tunicken und mit köstlichen Stoffen, als ihre gewöhnlichen Kleider, die sie Gnaden-Kleider nannten; sie hatten sogar in einigen Pagoden, die Kerzen eingeführt. Das Götzen-Feuer besteht in Opfern, Ringkämpfen, Schauspielen, und Schmäusen. An dem bestimmten Tage werden Preisse für die Ringer ausgesetzt; die Kämpfer ziehen sich aus, und umgürten sich die Lenden, mit einem ganzen Stück Leinewand, so knapp und enge als möglich, sie wenden hierauf alle ihre Geschicklichkeit und Kräfte an, ihren Gegner zu besiegen oder niederzuwerfen, ihr ganzer Körper arbeitet, und ihre Anstrengungen sind bewunderswürdig, allein sie bringen sich niemals Stösse bey, und ihre Kämpfe sind mehr Wettstreite der Geschicklichkeit, als Kämpfe der Gewalt. Die meisten dieser Athleten besitzen sonst kein anderes Talent ihr Leben hinzubringen.

Die unverheyratheten Mannspersonen schlachten die Opfer, die gemeiniglich aus Schweinen, und zuweilen auch aus Büffeln, Ochsen, Hünern und Enten bestehn. Wenn diese Thiere wohl gewaschen worden, legt man sie auf Tafeln unter die Augen des Götzens. Die angesehensten Häupter des Ortes, bringen das Opfer dem Götzen dar, bekomplimentiren ihn, danken

für

für die erzeigten Wohlthaten, und bitten um neue für die Zukunft. Sie werfen sich darauf auf die Erde nieder, die sie dreymal mit der Stirne schlagen, stehen wieder auf, und wiederholen dieses zu dreyenmalen. Alle Mannspersonen, wenn sie zwanzig Jahr alt sind, müssen dieselbe Cerimonien verrichten, aber die Weiber und Kinder werden nur zum Schauspiele, und nicht zur Anbetung der Gottheit zugelassen.

Die Schauspiele machen einen beträchtlichen Theil des Götzendienstes aus: sie werden in den Tempeln gespielt, wo es Haufen von Komödianten und Komödiantinnen giebt, die zu diesem Geschäfte bestimmt sind. Sie werden nicht nach ihren Fähigkeiten, sondern nach ihrer Anzahl und der Dauer ihrer Stücke bezahlt. Diese Schauspiele, bestehen aus Vorstellungen alter Landesbegebenheiten, aus Hersagung von Gedichten, und Aufführung einiger Singspiele, musicalischen Concerte, und verschiedener Tänze. Sie dauern Tag und Nacht ohne Aufschub fort, und die Schauspieler und Zuschauer werden beständig durch neue abgelöst. Die Instrumente sind Trommeln von verschiedener Grösse, Flöten und verschiedene Sorten von Violinen oder Zithern. Diese Musik klingt nicht unangenehm, die Spieler beobachten eine gewisse Methode unter sich, die bey ihnen die Stelle der Mensur vertritt, und Unordnung verhütet.

Diese Schauspiele werden von Festen begleitet: Die Einwohner des Ortes wo man sie begeht, sind gehalten, im Tempel eine Tafel, mit Reiß, Fleisch, Fischen, und verschiedenen rohen und eingemachten Früchten, zu versehen: jeder trägt das seinige dazu nach seinen Vermögens-Umständen bey, und bekommt beym Schauspiel oder Schmaus seinen Platz, nach seinem Rang, Alter oder Würde. Die benachbarten Dörfer werden mit zum Feste eingeladen, und manchmal treten verschiedene derselben zusammen, und veranstalten, Aufzug, Opfer und Traktament gemeinschaftlich.

Zur Bestreitung des Unterhalts des Tempels, und seiner Priester, und der Kosten der Opfer, wird eine Kopfsteuer ausgeschrieben, die jeder, bey den härtesten Strafen, zu erlegen genöthigt ist. Um dem Pöbel die Tragung dieses Jochs desto leichter zu machen, wiegt man es mit Mährchen, von Erscheinungen, Wunderwerken, und Genesungen ein, die durch diese Gottheiten gewirkt worden sind, ob man sie gleich, überhaupt genommen, mehr fürchtet als liebt, und mehr Böses als Gutes von ihnen erwartet. Die fürnehmste Absicht aller dieser Verehrungen ist, Unthätigkeit von ihnen zu erpressen.

An einigen Orten, wo der Genius unter der Gestalt eines Hundes angebetet wird, bringt man ihm, an festlichen Tagen, zur ersten Gabe, den Koth eines Kindes dar, alsdenn folgen erst die gewöhnli-

chen

chen Opfer. In ältern und unpolizirtern Zeiten, schlachtete man ihm Fremde, die man zuvor durch eigene Getränke, um ihren Verstand gebracht hatte: und betrachtete ihren Tod, als das wirksamste Mittel, alles Böse abzuwenden. Diese Unmenschlichkeiten, die bey Lebensstrafe verboten sind, genossen noch lange einer gewissen Duldung, indem man die Mandarine durch ansehnliche Geschenke bestach, daß sie keine Untersuchungen deswegen anstellten.

Nichts ist widersprechender als das Betragen dieses Volks, mit seinen Glaubens-Artickeln verglichen. Sie statuiren die Seelenwanderung, und ihre Religion verbietet ihnen Thiere zu tödten, und doch schlachten sie sie eben den Gottheiten, die dieses verabscheuen sollen. Sie räumen auch alle diese Widersprüche in ihren Handlungen ein, allein sie schieben ihre pünktlichere Beobachtung im Namen der Nation, auf die Bonzen und Hüter der Tempel, die es jedoch eben nicht genauer darin nehmen, als das übrige Volk. Zwar untersagt man bey allgemeinen Landesplagen, um die erzürnten Götter und Geister zu besänftigen, das Umbringen der Thiere auf eine gewisse Zeit, und beruft Bonzen, um feyerliche und öffentliche Fasten anzustellen, allein diese Fasten kommen denen die sie bezahlen müssen, sehr theuer zu stehn, und die Gastmahle, von welchen sie begleitet werden, sind kostbarer als alle Schmausereyen. Man trägt nur Zugemüse und Wurzeln auf, allein der Gerichte sind so vielerley,

sie

sie werden mit so vieler Kunst zugerichtet, und man fügt so viel Backwerk und Konfituren hinzu, daß es jene bey weiten übertrift.

Jeder Ort wählt sich noch, dem Dienst des Foe ohnbeschadet, einen besondern Patron oder Schutzgeist; man hat alte und neue, die man nach Gutbefinden verändert. Diese Schutzgeister sind meistentheils Schlangen, Tiger, Hunde, Katzen, Ochsen, Fische; manchmal grosse Männer, die ihrem Vaterlande wichtige Dienste geleistet haben, manchmal auch Missethäter, die erst hingerichtet, und dann vom Fürsten vergöttert worden sind, der grosse Chan-gi, Kayser von Sina, ließ einen Herrn vom Hof, der noch ein Anhänger des alten Kayser-Geschlechts war, unter den entsetzlichsten Martern umbringen, und baute ihm nach seinem Tode zu Ehren seiner bewiesenen Treue, einen Tempel. Gemeiniglich nehmen die Wahrsager, wenn sie über irgend ein Unglück oder über eine ansteckende Krankheit, die eine Stadt oder Provinz heimsucht, um Rath gefragt werden, ihre Zuflucht zu dem Vorwande, daß dieser oder jener Geist, der in diesem oder jenem Thiere oder Menschen stecke, erzürnt worden sey, und daß man ihn unter der und der Gestalt anbeten müsse, um ihn wieder gut zu machen. Es hält gar nicht schwer, diese Wahrsager zu bereden, den Ausspruch zu thun, den man wünscht. Verschiedene Gemeinden wählen sich lebende Personen zu Schutzgeistern: ein Bettler über-

überredete die Einwohner eines Fleckens, daß er ihr Schutzgeist sey, und so machten sich diese eine Religions-Pflicht daraus, ihn mit Ehrenbezeugungen zu überhäufen, und auf das beste zu bewirthen. In solchen Fällen kann man, vermittelst einer Geldsumme, sich zu den Rechten und Freiheiten des Schutzgeistes associiren. Man ißt alsdenn an Festtagen mit an der Tafel des Gottes, und stirbt man, so hat man das Vergnügen daß einem geopfert wird. Die Tunkineser haben auch Hausgötter, wie in Sina; ferner Götter die die Gränzen der Felder, und Geister, welche die Berge, den Heerd des Hauses und die Thüre schützen. An dem Eingange der fürnehmsten Pagoden stehen die kolossalischen Bildsäulen der Geister, die die Pagode und das Land bewachen. Sie haben ein schwarzes Gesicht, Hörner auf dem Haupte, ein drohendes Ansehn, und der übrige Theil des Leibes ist verguldet. Man stellt sie allezeit, den Begriffen des Volks gemäß, fürchterlich schrecklich und stark vor, ohngefehr wie unsre Pinsler den Teufel und seine Gesellen, zu malen pflegen. Dieser Götzendienst scheint in Indien von sehr hohem Alterthume, so wie die Lehre von der Seelenwanderung zu seyn, die Pythagoras schon von den alten Braminen lernte, und mit nicht sonderlichem Glück, in Griechenland und Italien einzuführen suchte, die aber sich bis jetzt im ganzen Morgenlande, und sogar in Japan, erhalten hat.

Es scheint nicht daß die Tunkineser jemals Sonne, Mond und Sterne angebetet haben, der Pöbel allein scheint dem Himmel, in seinen Privat-Opfern, einige Verehrung zu erweisen: er neigt sich gegen die vier Hauptgegenden der Welt, und die Andächtigen, sonderlich die Mandarine, schwören alle Augenblicke beym Himmel: *) sie scheinen ihn als den obersten Richter zu betrachten, dessen Aussprüche absolut und unwiederruflich sind, und sie rufen ihn an, wenn ihnen ein Ungemach oder eine Ungerechtigkeit begegnet. Die Vorstellung von einem höchsten Wesen, Strafer des Bösen und Vergelter des Guten, findet man überall gegründet. Sie glauben ein Paradies, das nach Abend liegt, und eine Hölle, voll der ärgsten Quaalen, wo Feuer das Hauptwerkzeug ausmacht: aber, wenn man sie fragt, worinn die Strafen und Belohnungen eines zukünftigen Lebens bestehn, ob sie ewig sind, und wer der Gott sey, der dem Paradiese oder der Hölle, und der Wanderung der Seelen vorstehe? so wissen sie nichts zu antworten. Es ist auch kein Wunder, daß sie nicht weiter nachgrübeln, da ihr Religions-Dienst ganz materiel ist, und die Macht der Gottheiten, die sie anbeten, sich nur auf fühlbare und sichtliche Gegenstände, als Gesundheit, Krankheit, gute oder schlechte Erndte,

*) Ein Beweis der nicht viel sagen will: wie viele Europäer thun dasselbe, ohne deswegen, den eigentlich sogenannten Himmel, göttlich zu verehren.
A. d. U.

und den Ausgang zeitlicher Angelegenheiten erstreckt. Unterdessen findet man doch keine Spur, wie in einigen Strichen von Afrika, Europa und dem abendländischen Asien, daß die Damen ihre Gunstbezeugungen der Gottheit zu Ehren, Preiß gegeben hätten.

Die Mißionarien selbst müssen gestehn, daß es in Tunkin eine Art moralischer Rechtschaffenheit giebt, die sich auf die natürlichste Begriffe von Recht und Unrecht auf die Erhabenheit, Gutes, und die Schande, Böses zu thun, gründet. Leute von diesen Grundsätzen, die aber freilich nicht die größte Anzahl ausmachen, scheuen sich, jemanden er sey wer er wolle, das geringste Leid zuzufügen; sie sind mildthätig, menschlich, mitleidig. Doch überhaupt genommen, stimmen ihre Sitten zu ihrem Glauben; man giebt ihnen so viele Auswege an die Hand, die Götter für ihre Leidenschaften einzunehmen, daß es kein Wunder ist, wenn ihr Betragen ausschweift, und man sich nicht auf sie verlassen kann.

Die Sekte des Lanzo oder der Zauberer kann man nicht als einen eigentlichen Zweig von Religion ansehn. Aber sie steht in der grösten Achtung bey Hohen und Niedern. Man frägt ihre Häupter in den wichtigsten Vorfällen um Rath, und ihre Aussprüche werden für göttliche Eingebungen gehalten. Und in welchem Lande sollte sie nicht der thörichte und eigennützige Vorwitz der Menschen, die heilige Hülle der Zukunft aufzudecken, und ihre Geheimnisse auszuspähen, zu dieser Staffel des Ansehns erhoben haben?

Der Stifter dieser Sekte war ein gewisser Lao-kun, der in Sina 52 Jahre vor Con-fu-tze gebohren wurde, nachdem er achtzig Jahre in dem Schoose seiner Mutter gelegen hatte, bis er endlich um das Licht des Tages zu schauen, ihre Seite aufbrach. Das Oberhaupt der Sekte residirt in Sina; alle drey Jahre muß er dem regierenden Kayser seine Unterwürfigkeit bezeigen, der ihm einige Schritte entgegen zu kommen pflegt; eine Ehre die er keinem andern Grossen seines Reichs erweiset. *)

Diese Sekte hat weder Tempel, noch einen andern besondern öffentlichen Gottesdienst; ihre Gesellschaft ist die schlimste die man nur haben kann, die bösen Geister; sie opfern ihnen, um sie entweder zur Schonung oder auch zum Verderben der Menschen zu reitzen, je nachdem es ihr Nutzen oder ihre Rache heischet. Wenn man diese Zauberer über ihre geheimen Lehrsätze befrägt, so gestehen sie, daß sie eine erste Grundursache erkennen, die sie das Leere nennen, weil es nicht in die Sinne fällt; sie geben zu, daß, wer unter dem Schutz von diesem ersten Wesen steht, nichts von den Demonen und bösen Geistern zu fürchten habe, als die ihm nicht schaden können: aus Gott aber machen sie nichts bessers als so einen Herrn wie ihren König, der bloß einige der Grossen vor sich läßt,

*) Die Tiensse, oder Schüler dieser Sekte verleiteten die sinesischen Kayser zu einer Menge Thorheiten. Sie waren es auch, die den Trank der Unsterblichkeit bereiteten, woran zwey Kayser auf der Stelle starben. Man sehe den Tonkien-kang-mou. A. d. U.

läßt, und sich um die Verehrung der übrigen die nicht werth sind, sich ihm zu nahen, wenig bekümmert. Daher ist es fast unnöthig, sagen sie, diesen Gott, der so gleichgültig gegen die Ehrenbezeugungen der Menschen ist, und viel zu gut denkt, als daß er ihnen schaden sollte, eine besondere Verehrung zu erweisen; so wie es im Gegentheil weit einträglicher ist, um die Gunst der bösen Geister sich zu bewerben, weil diese beständig damit umgehen wie sie einem schaden können, und man sie wenigstens zu einer gewissen Unthätigkeit herabzustimmen suchen muß. Ihnen schreibt man alle das Böse zu, das vorgeht, und man hört von nichts als von Krankheiten, Todesfällen, Feuersbrünsten, Besessenen, Erscheinungen und tausend andern Plagen, die das Werk dieser bösen Geister sind. Keine Nation ist leichtgläubiger über diesen Punkt, als die Tunkineser: sie haben die peinigendste Neugier von der Welt, Zeugen von der Erscheinung dieser Geister zu seyn; alle Furcht hört alsdenn auf, und man drängt sich begierig hinzu, als wenn man nun gar nichts weiter zu fürchten hätte. Unterdessen theilen sie diese Leichtgläubigkeit mit manchen Nationen, die grosse Ansprüche auf Erleuchtung und Polizirung machen; zum Beyspiel die Teufeleyen und Bannereyen der Gaßner und Schröpfer unsers Jahrzehnds!

Daß Betrüger sich dieser Leichtgläubigkeit des Volks mehr zu Nutze machen, um wohlauf und ohne Arbeit (ein wichtiger Punkt in Indien) zu leben, als um der Achtung willen, die damit

verbunden ist, erklärt sich von selber. Die Opfer die den Geistern gebracht werden, bestehn in den ausgesuchtetesten Speisen und Früchten, wenn nemlich die, so um Rath fragen, sie zu geben im Stande sind. Die Geister, sagen sie, nähren sich von Rauch, und wenn es ihnen daran fehlt, so sehen sie sich gezwungen, Koth oder Erde zu essen, wovon sie aber äusserst mismuthig und entsetzlich gegen die Menschen aufgebracht werden, die es so an Achtung und Sorgfalt gegen sie mangeln lassen. Die Tunkineser sind fest überzeugt, daß diese Geister in einen Leib von sehr feiner Materie gehüllt sind, der nicht in die Sinne fallen kann; daß sie aber bey den Opfern zugegen sind, und sich in die Dampfwolken der kochenden Opfer hüllen.

Die Zauberer und Wahrsager sind einerley Personen und unzertrennlich von einander. Die Wahrsagerkunst wird hier gemeiniglich von Blinden getrieben. Sie richten sich dabey entweder nach dem Alter, dem Namen und Geburtstag der fragenden Personen, und unter was für einer Constellation sie gebohren ist, oder sie lassen es aufs Loos ankommen. Sie bedienen sich dazu zwey Hälften von Kugeln, die sie fortkullern, und alsdenn fühlen, in welcher Stellung sie liegen geblieben sind; oder eines Bündels kleiner Stöcke, die sie von einiger Höhe herabfallen lassen, und aus ihrer Lage die Frage beantworten; oder indem sie drey kupferne Münzen zu wiederholtenmalen auf die Erde werfen, und fühlen auf welche Seite sie gefallen sind. Sie murmeln

meln einige Worte wovon der Schall nicht über ihre Lippen kommt, und geben dann die gesuchte Erläuterung: gewöhnlich läuft sie darauf hinaus, daß dieser oder jener Demon erzürnt ist, und die Krankheit verursacht hat; oder daß die Seelen der Voreltern und Freunde, Hunger oder Langeweile in jener Welt dulden, und sich Nahrung und Gesellschaft in dieser holen wollen; daß man sie daher zu besänftigen, und das Uebel abzuwenden suchen muß, und was denn mehr ist. Der Wahrsager endigt allemal mit dem Rath, den Ober-Zauberer holen zu lassen, um die Manen zufrieden zu stellen, und zu beschwören. Dieser erscheint mit seinem Buche, ist vollkommen der Meinung des ersten Wahrsagers, und fängt auf eine seltsame Art gekleidet, die Beschwörungen an: er bewegt sich heftig; redt bald im sanftem bald im drohenden Tone; läßt sich von dem Schall der Cymbeln, Trompeten und Kupferbecken begleiten, läutet selbst unaufhörlich eine kleine Glocke die er in der Hand hält, und spricht überlaut einige Worte aus, die man aber vor dem Lärm unmöglich verstehen kann. Während dieser Zeit verbrennt er verschiedene Figuren von Gold- und Silberpapier und Geldsorten von gleicher Materie, ingleichen Räucherwerk: er opfert dem Geiste Fleisch, Fisch, Geflügel, gießt einige Tropfen Wein auf das Wasser oder den Boden, und da die Geister oder Manen, bloß von den feinsten Theilen des Opferrauchs leben, so bleibt alles materielle, wie billig, dem Zauberer oder Wahrsager, der überdies noch für seine Mühe bezahlt wird, da

man

man gemeiniglich den Zauberer nicht ehe ruft, als bis es mit dem Kranken aufs äusserste gekommen ist, so hat er desto ehe Gelegenheit, seine Beschwörungen, Gebete und Sprünge so lange zu verlängern, bis es sich mit dem Patienten zum Leben oder Tod entscheidet, und seine Aussprüche desto weniger Gefahr laufen. Seit einiger Zeit haben diese Magiker noch eine andere Kur-Art eingeführt: sie geben nemlich dem Kranken eine gewisse Anzahl von Stockschlägen, treten tacktmäßig mit dem Fusse auf, und sagen gewisse Gebete her. Will der Kranke nicht gesund werden, oder wollen die Verfolgungen des Unglücklichen nicht aufhören, so geht die ganze Geschichte mit den Opferceremonien und Kosten, von vorne wieder an. So wenig auch alles dieses nach Wunsche ausschlägt, so sind doch die Tunkineser den Uebungen dieser abergläubischen Practiker so ergeben, daß sie selten Aerzte brauchen, oder so viel Zutrauen zu ihnen haben, als zu den Magikern.

Die Tunkineser statuiren glückliche und unglückliche Tage, die in ihren Almanachen genau angezeigt sind; damit sind sie aber noch nicht zufrieden, sondern wenn sie ein Haus bauen, eine Reise thun, Kinder verheyrathen, oder sonst was wichtiges vornehmen wollen, so erkundigen sie sich erst bey dem Wahrsager nach dem günstigsten Tage dazu, und alsdenn muß ein Magiker die nöthigen Beschwörungen und Opfer vornehmen, um sich des guten Ausschlags desto mehr zu versichern. Sie glauben auch an Ahndungen,

und eine Mannsperson die eine Reise thun will, und beym Ausgange ein Frauenzimmer unterwegens antrift, kehrt sogleich um, und wartet bis ihm etwas von besserer Vorbedeutung aufstößt.

Das Bannen böser Haus-Geister, ist auch ein Geschäfte dieser Zauberer: sie vertreiben einen Teufel durch den andern, indem sie andre Geister mit den gewöhnlichen Formeln zu citiren anfangen, sie kleben hierauf Blätter von gelbem Papier an die Wände, worauf fürchterliche Gestalten abgebildet stehen, und schreyen, springen und bewegen sich auf allerley Art mit entsetzlichen Lärmen und Verzuckungen, so lange, bis sie ganz müde und matt werden, und so reußirt zu haben glauben. Das Einsegnen der neugebauten Häuser geschieht mit weniger Geräusch. Sie wahrsagen bald aus dem Beine einer Henne, deren Fleisch sie verzehrt haben, bald aus Spiegeln, bald nach den Aussagen der Seelen der Verstorbenen, und andrer Geister, die ihnen die Geheimnisse und den Ort der verlohrenen oder gestohlnen Sachen entdecken müssen.

Man begreift leicht, daß bey so einem Handwerke, das so viel Feinheit, und so viel vervielfältige und nach den Umständen abgepaßte Künste und Methoden voraussetzt, ein Unterricht von erfahrnen und geschickten Lehrern vorhergehn müsse. Diese Unterweisungen geschehen in Geheim, von den obersten Zauberern und Wahrsagern, die von der Richtigkeit ihrer Kunst eben

so sehr überzeugt sind, als sie äusserlich ihre Treflichkeit und Grösse herauszustreichen wissen. Und wer wollte ihnen das übel nehmen? Sie giebt ihnen Brodt in Ueberfluß für sich und ihre Familien, wenn sie es nur ein bischen gescheid anfangen. Man findet von diesen Wahrsagern und Zauberern eine ungeheure Menge in Tunkin; jedes Dorf hat die seinigen, und ihr Ansehn erstreckt sich vom Throne des Fürsten bis in die Hütte des ärmsten Landmannes.

Die Sekte der Gelehrten oder des Con-fu-tze behauptet ohnstreitig den Vorrang unter allen andern des Orients, und das mit Recht, wegen ihren weisen und edlen Lehren. Sie besteht in Tunkin wie in Sina, aus den erlauchtesten und erhabensten Personen des Staats, den Mandarinen der verschiedenen Ordnungen, und allen Gelehrten. Con-fu-tze, den die Tunkineser Ong-ku (Ong, bedeutet so viel als Dom, oder Herr) nennen, war ein Mann dessen Andenken die Achtung des Weisen eines jeden Himmelstrichs verdient, der unter die Wohlthäter des menschlichen Geschlechts gerechnet werden muß, und mit Recht nach Zoroaster der Heilige der morgenländischen, und auch einiger abendländischen, Philosophen ist. Er wurde in seinem Leben verfolgt, weil er die Reinigkeit der Sitten wieder herstellte, und seine Dogmen also den Weichlingen zu hart däuchten, ob sie ihnen gleich ihren Werth nicht streitig machen konnten; er erhielt erst nach seinem Tode die Ehre, die ihm schon bey seinen Lebenszeiten gebührt hätte. Ich habe sein Leben, aus sinesischen

Schriften in einem der Bände des Gothaischen Magazins beschrieben; Leser die mehr von diesem grossen Manne wissen wollen, mögen es dort aufschlagen, ich füge nur noch, nach meinem Verfasser, hinzu, daß sich der Stamm dieses Gesetzgebers bis auf unsre Zeiten fortgepflanzt hat, daß seine Abkömmlinge die größte Achtung geniessen, und der älteste unter ihnen immer den Titel Graf führt: gewöhnlich bekleiden sie auch die angesehensten Ehrenstellen im Staat. Eben deswegen verlassen sie selten Sina, wo Ehrenbezeugungen sie überall erwarten, und wo sie allenthalben Tempel oder öffentliche Säle erblicken, in welchen die Mandarine mit den graduirten Personen ihres Distrikts, jedem Monath dem Andenken ihres Stammvaters Con-fu-tze huldigen.

In Tunkin findet man weniger von diesen Tempeln oder Sälen. Die Lehrer begnügen sich in ihren Schulen Täfelchen des Con-fu-tze zu haben, vor welchen ihre Schüler niederfallen. Die Hauptsätze der Lehre dieses Weltweisen sind: 1) die Kenntnisse unsers denkenden Wesens, so sehr als möglich zu erweitern, und durch das Nachdenken zu der geheimen Wissenschaft der Dinge zu gelangen: 2) Seine Neigung und Willen auf Wahrheit zu gründen, und die Regungen des Herzens, und die Triebe der Leidenschaften darnach abzumessen. 3) Sich einer innerlichen und äusserlichen Rechtschaffenheit in seiner ganzen Person zu befleißigen. Aus der Befolgung dieser Sätze entspringen die herrlichsten Früchte; gute Verwaltung und Ordnung im häuslichen und öffentli-

fentlichen Regiment, Unterwürfigkeit der Niedern gegen die Obern, der Weiber gegen ihre Männer, der Kinder gegen ihre Eltern, der Schüler gegen ihre Meister. Ein Punkt den der sinesische Weise sehr einschärft, ist die Achtung der Kinder für ihre Eltern, selbst nach ihrem Tode; er will daß man ihnen eben die Ehre, eben die Aufmerksamkeit bezeigen soll, als wenn sie noch lebten. Diese Aufmerksamkeit erstreckt sich bis auf die Gräber, die sehr reinlich gehalten werden.

Sie scheinen überzeugt zu seyn, daß die Seele den Körper überlebe. Sie haben alle in ihren Häusern Täfelchen, von denen sie glauben, daß die Seelen ihrer Verstorbenen Verwandte darauf ruhen, und vor welchen sie niederfallen, opfern, und wohlriechende Sachen verbrennen. Diese Tafeln sind anderthalb Fuß hoch und einen halben breit; sie sind oben gerundet, und die Namen und Zunamen der Todten, deren Seelen sich daselbst befinden sollen, darauf geschrieben. Die Abergläubischen fragen diese Tafeln in ihren Unternehmungen um Rath, und bitten ihre Verwandte, ihnen mit ihrer Einsicht und Hülfe beyzustehn. Nicht, daß sie sie als Heilige oder Gottheiten betrachten, sondern sie glauben sie noch gegenwärtig, wenigstens sind sie überzeugt, daß sie sie hören, und ihnen eingeben können, wie sie es am besten anfangen sollen; ein Gebrauch der seinen Ursprung von ihrer ungeheuchelten Ehrerbietung für ihre Verwandte und Eltern herleitet. Die Achtung für die Todten, und der Glaube, daß sie sich noch für die lebendigen intereßiren, geht bis ins spätste Alterthum

terthum hinauf. Man findet sie sogar bey den umherschweifenden Horden der Tatarn; man kann aber nicht sagen, daß Con-fu-tze was darüber entschieden habe. So sehr die Mitglieder dieser Sekte den Götzendienst und seine Priester verabscheuen, so giebt es doch verschiedene unter ihnen, denen Krankheit, Nervenschwäche, oder die Furcht vor einer Zukunft, über die ihnen ihre Lehre keine tröstliche Aussicht anbietet, die Weisheit ihrer im Leben ausgeübten Grundsätze vergessen macht, um sie bis zu dem Aberglauben des Pöbels herab sinken, und ihre Zuflucht in Stunden des Todes oder heftiger Trübsale, zu den Götzen und Bonzen nehmen zu lassen. Ein Auftritt, der sehr oft das Schicksal derer Mandarine, die nur den Schein der Gerechtigkeit übten, und die Wüstlinge und Ungläubigen von Profeßion ist, die, je stärker und unerschrockner sie in gesunden Tagen waren, sich desto schwächer und feigherziger in den letzten Augenblicken ihres Lebens zeigen. Die Larve fällt, der Mensch bleibt! die Bekehrungs-Geschichte vieler unsrer europäischen Freygeister!

Die lächerliche Gewohnheit allerhand Figuren von Gold- und Silber-Papier bey den Todtenopfern und Begräbnissen zu verbrennen, rührt nicht von Con-fu-tze her, steht auch nicht in den Schriften seiner ältern Schüler, sondern entstand einige Jahrhunderte darnach. Die vernünftigen Tunkineser und Sineser, schreiben sie dem Erfindungsgeiste eines Papierhändlers zu, der dabey reich wurde, indem er eine ungeheure Menge Papier absetzte. Der Pöbel legte dies sein Glück für die Fol-

ge des Schutzes seiner verstorbenen Verwandte, und der Achtung aus, die er ihnen erwies. Weil man mit wenigen Kosten und leichter Mühe, sich so seiner Schuldigkeit gegen die Todten entledigen kann, so ist der Papierhandel der beträchtlichste im ganzen Königreiche geworden.

Das Rauchwerk das vor den Todten-Tafeln brennt, besteht aus verschiedenen gepülverten Baumrinden, die man, vermittelst einiger wohlriechenden Harze zu einem Teig macht, und damit kleine Stöcke überzieht, die man nachher anzündet. Es wird eine unsägliche Menge davon in den Tempeln, um die Gräber, vor den Götzenbildern, und den oben erwähnten Täfelchen, in den Häusern und auf den Kähnen verbraucht; auch die Christen brennen beständig welche vor den Heiligenbildern. Das Hundert dieser Stöckchen kostet nicht über einen Sol. Diese Art Opfer sind um so mehr nach dem Geschmack der Tunkineser, da sie gern ihren Gottheiten geben, was nicht viel kostet. Die Sorgfalt mit der diese Sekte die Oerter zum Begräbniß wählt, ist ebenfalls von neuer Erfindung. In ihren Augen haben die Berge die Gestalt eines Bären, Tigers, Löwens, Drachens, Baumes, Menschens, oder eines andern Thieres oder Gegenstandes, und diese Gestalt bezeichnet, nach ihrer Meinung, immer, was für ein Genius oder Schutzgeist ihn bewohnt. Hat man nun, mit der größten Vorsicht, die Begräbnisstelle gewählt, die für die Ruhe des Todten oder dem Wohl aller seiner Angehörigen die zuträglichste ist, so studirt man emsig die Gestalt des Berges, und die Theile die dem

Kopfe, Rachen, Füssen, Klauen, u. s. w. des Genius gleich kommen, aus, denn, betröge man sich zum Unglück, und scharrte den Leichnam an der Stelle des Rachens oder der Klauen ein, so wäre es um die ganze Verwandschaft geschehn, und dieses Thier würde sie gar bald aufgefressen haben. Wird hingegen der Todte, in eine minder gefährlichen Lage, z. E. auf den Kopf, Magen oder Rücken des Drachens begraben, und die Aspekten des Ortes sind günstig, so kann das ganze Geschlecht nicht allein auf ein langes Leben, sondern auch noch auf eine ununterbrochene Folge von Glückseligkeit rechnen. Leute von Verstande sehen die Richtigkeit dieser abergläubischen Gebräuche in Tunkin wie in Sina ein, da sie aber ihnen nicht ganz zu entsagen wagen, so suchen sie sie wenigstens durch physische Erläuterungen zu bemänteln. Sie versichern daß manches Erdreich besser als ein anderes sich zur Ruhestätte für Todten schickt, und daß, vermöge der Verhältnisse und Sympathien die zwischen dem Leichnam und dem Körper der Lebenden herrschen, die von einerley Stamm mit jenem waren, die Ausdünstungen, des Grabhügels, von gutem oder bösem Einflus für die ganze Familie seyn können. Eine gutgewählte Grabstätte nennen sie einen guten Fu-chui und sie setzen alle ihre Heil auf ihn. Sie scheuen weder Kosten noch Zeit, um diese glückliche Wahl zu treffen; Kunstverständige werden ausgesandt, und die ansehnlichsten Prozesse entstehen gemeiniglich über Begräbnißplätze, die eine Parthey der andern weggenommen hat. Die Kinder zanken sich, bis zum Handgemenge, über die väterlichen Gräber, und dies geht so weit, daß sie einan-

einander oft auf eben der Stelle todtschlagen, um deren ausschließlichen Besitz sie sich streiten. Dieser Aberglaube waltet in Tunkin eben so stark als in Sina, weil die Mandarine, oder die Gelehrten, und Reichen, einen Ruhm darinn suchen, es in allen Stücken dem Lande nachzuthun, aus dem das Licht ihrer Wissenschaften ihnen aufgegangen ist. Der Chova oder Feldherr des Reichs, der vor ohngefehr 40 oder 50 Jahren lebte, schrieb das ganze Glück und allen Wohlstand seines Hauses, einem guten Fu-chui zu. Einer von seinen Vorfahren, ein armer dürftiger Mensch, wurde getödtet, und sein Körper ohne Begräbniß gelassen. Das Wasser führte nach und nach so viel Erde bey dem Leichnam an, bis ein Grabhügel, und zwar in so glücklicher Lage entstand, daß seine Enkel in die glänzendste Umstände, und bis zu den höchsten Ehrenstellen des Reiches gelangten. Ihr Begräbniß ist in dem Lande Thanh-Hoa, mitten im Gebirge; man hat verschiedene Meilen in der Runde dazu geschlagen, und auf das strengste verboten, diesen Strich anzubauen. Nur Todte und Tiger, die angeblichen Schutzgeister der Wälder, wohnen da; jeder Prinz hat dort seinen Tempel und seine Hüter, die ohnaufhörlich wachen, damit niemand das, mit diesen Gräbern verbundne, Glück, stehlen möge. Im Jahr 1737. kam der erste Minister in Tunkin auf den Einfall, sich des Thrones zu bemächtigen, und rechnete unter die untrüglichsten Mittel, zu seinem Zweck zu gelangen, die Erlaubniß, die er geschickt erschlichen hatte, sein und seines Geschlechts Grabmal, in dem, den königlichen Gräbern geheiligten, Bezirk, anlegen zu dürfen.

Seine Verschwörung wurde aber entdeckt, und diese erschlichene Erlaubniß, ihm mit zum Hauptverbrechen angeschuldet. Hier ist noch ein anderes Mährchen, das in ganz Tunkin gäng und gäbe ist, und zum Beweis des Einflusses der Begräbnißplätze auf das Glück einer Familie, citirt wird. Ein sinesischer Gelehrter verirrte sich im Walde, und kam endlich zu einer Hütte, die ein armer Mann, mit Weib und Kindern bewohnte, der Sineser, entzückt über die gute Aufnahme die er hier genoß, schlug ihnen vor, ihre Nachkommenschaft durch ein günstiges Begräbniß glücklich zu machen, wenn sich eines von ihnen zum Sterben entschliessen wolle. Der Mann gieng den Vorschlag ohne Bedenken ein, und der Sineser, führte ihn in einen entlegenen Ort des Gehölzes, wo er ihn umbrachte, und nach den Regeln seiner Kunst begrub. Wenige Jahre darauf gelangten die Kinder dieser beyden Leute, die ursprünglich Räuber waren, durch ihre Tapferkeit, noch zu Lebzeiten ihrer Mutter, zu ansehnlichen Bedienungen, und es waren noch einige davon vor kurzem am Leben, die man als die Wahrmänner dieser Geschichte anführte.

Nach der Meinung dieser Sekte besteht der Mensch aus einer irrdischen und himmlischen Materie; die irrdische wird, bey dem Tode, wieder zu Erde, und die himmlische steigt in die Höhe, und bleibt in einer gewissen Verbindung mit der Familie zu der sie gehört hat; wenn die Familie den Todten opfert, so wird dieser himmlische Theil, durch die Simpathie als dem Bande das die Todten mit dem Lebenden vereinigt, zu diesen Opfern herbey

gezogen.

gezogen. Der Pöbel, der zu plump denkt, als daß er so subtile Distinktionen begreifen sollte, glaubt schlechtweg, daß die Seelen in den Tafeln wohnen, wohin es sie vom Begräbnisse im Schnupftuche zurückgetragen hat. Die Gelehrten haben zwar auch diese Täfelchen in ihren Zimmern, aber nur als Erinnerung der Abgeschiedenen, und wenn sie auch gleich die Todten zu den Festen einladen, die ihnen zu Ehren angestellt werden, so sind sie nichts desto weniger überzeugt, daß die Seele, oder das reinere Selbst das nicht stirbt, nur aus Simpathie, nur aus der Neigung, die es für seine Verwandte behält, dabey zugegen ist, der Durst nach Unsterblichkeit, jene schöne Schimäre, wie sie ein Weiser unsres Jahrhunderts nennte, die so viel über die Menschen, und sonderlich über den unterrichtetern edlern Theil derselben vermag, ist das Haupttriebwerk des Betragens der Gelehrten bey diesen Gelegenheiten. Sie schmeicheln sich, daß man für ihr Andenken eben dieselbe Achtung haben, daß es nicht sterben, und ihre Nachkommenschaft ihnen eben die Ehre erweisen werde, die sie ihren Voreltern erweisen. In dieser Absicht lassen viele unter ihnen, sich bey ihren Lebzeiten Tempel und Grabmäler bauen, und setzen Stiftungen für die Priester und Opfer fest die ihnen geweiht werden sollen, damit, wenn ja ihr Geschlecht verlösche, doch wenigstens ihr Gedächtniß fort geehrt werden möge.

Eine Ursache, warum man die Bonzen und alle diejenigen verachtet, die ledig oder ohne Kinder sind, ist diese, daß man die Unfruchtbarkeit

als eine der härtesten Strafen des Himmels ansieht. „Was soll, sagt man zu diesen Unglücklichen, nach eurem Tode aus euch werden? Ihr habt keinen Menschen der sich eurer erinnert: eure in der Irre umherwandernde Seele, hat keinen Ort wo sie ruhen könne, und niemanden der ihr opfere oder Gaben bringe.” Die Furcht eines solchen Schicksals hat viel zu der Einsetzung des allgemeinen Gebrauchs der Kindesstatt-Annahmen, beygetragen, da solche adoptirte Personen, zu eben den Pflichten wie die rechtmäßigen Kinder verbunden sind.

Die verlassenen, umherirrende, in den Feldern, auf den Bäumen und an den Wasserrändern zerstreute Seelen, die keine Nachkommenschaft hinterliessen, die ihnen opfern konnte, sind der Gegenstand des allgemeinen Bedauerns, und einer Art von andächtiger Verehrung. Die Schüler sonderlich geben bey solchen Gelegenheiten Proben ihres Eyfers; sie streuen gekochten Reiß auf beyden Seiten, und in den Oertern aus, wo sie glauben daß diese Seelen sich aufhalten, um ihnen Nahrung und wenigstens einige Augenblicke Ruhe zu verschaffen. Man feyert jährlich in Tunkin wie in Sina, ein allgemeines und solemnes Fest der Todten. Es besteht in öffentlichen Lustbarkeiten, man zündet Kerzen an, und verbrennt Papier. Ausser dieser National-Feyerlichkeit, ehren die Kinder und Erben noch das Andenken ihrer Eltern und Wohlthäter, durch jährliche Feste, bey denen obige Opfer geschehen. Wenn Personen von Ansehn diese Feste feyern,

feyern, so müssen die Niedern von eben der Familie, zu den Kosten, das ihrige beytragen, und mit verschiedenen Gerichten besetzt, überschicken. Für die Personen die im ehelosen Stande gestorben sind, wird keine von allen diesen Ceremonien begangen, weil man sie als Leute ansieht, die nicht zu der Familie, noch zu der allgemeinen Gesellschaft, gehörten.

Diese Ehrfurcht für die lebenden und todten Eltern und Verwandten, ist eigentlich das, was die sinesischen und tunkinesischen Gelehrten karakterisirt; das Volk selbst ist diesem Gebrauch mehr als allen seinen übrigen Religions-Satzungen ergeben. Und in der That ist es auch ein Gebrauch, der für eine sehr löbliche und heilsame Sache in der Gesellschaft angesehn werden kann, und der diesen Völkern durch langes Leben und innere Ruhe vergolten zu seyn scheint; denn hier lebt man fast in beständigen Frieden, und weiß nichts weder von auswärtigen noch häuslichen Kriegen; Todtschläge selbst sind selten, obgleich das Volk zahlreich und arm ist. Die Kinder werden in strenger Beobachtung dieser Pflichten aufgezogen, und betrachten sie als unentbehrlich; kommen sie zu reiferm Alter, so freut sie der Gedanke, daß einst ihre Kinder ihnen Gleiches mit Gleichem vergelten werden. Die Gesetze sind auch äusserst scharf über diesen Punkt, und kein Kind kann seine Eltern verklagen. Ein sinesischer Kayser ließ vor den Pforten seines Pallastes einen Grossen nebst seiner Gemahlin hinrichten, weil sie sich über ihre Eltern

tern beschwert hatten. Man soll nicht sagen, antwortete er denen, die ihm Vorstellungen zu ihrem besten thaten, daß Kinder, unter meiner Regierung, sich ungestraft gegen ihre Eltern haben auflehnen dürfen, so gerecht mir auch ihre Beschwerden schienen. „Wenn eine Mutter auf ihre Kinder zürnt, so macht sie sie zittern, und wenn sie in den höchsten Aemtern stünden; das geringste was ihnen begegnen kann, ist, abgesetzt zu werden. Die Mandarine verlieren, bey dem Tode ihres Vaters oder ihrer Mutter, ihre Bedienungen nach den Gesetzen, um sich ganz mit der Sorge beschäftigen zu können, sie zu beweinen und ihnen die letzte Ehre zu erweisen. Sie treten in ihre Stellen erst drey Jahre hernach wieder ein, wenn die Trauerzeit vorüber ist. Kurz die kindliche Ehrfurcht kann nicht weiter getrieben werden, als sie in Tunkin und Sina getrieben wird; viele Jahrhunderte dauret schon ihre genaue Beobachtung, und erlangt, weit entfernt mit dem Lauf der Zeit abzunehmen, vielmehr neue Stärke mit jedem ihrer Fortschritte. Als die päbstlichen Bullen den Neubekehrten verboten, mit den Gebräuchen der christlichen Religion, die Ehrenbezeugungen gegen den Con=fu=tze und die Verstorbene fortzusetzen, nahm kein Gelehrter mehr die neue Lehre an, so sehr sie auch von der Reinheit ihrer Moral überzeugt waren. Ueberigens bahnt diese Achtung, die in ihrem Ursprunge so liebenswürdig war, aber nun über die Gränzen der Vernunft und Natur getrieben worden ist, dem willkührlichsten und unumschränktesten Despotismus die Wege. Niemand

mand hat in diesem Lande einen Willen, oder wagt es einen zu haben. Der Fürst, als Vater des Volks, fodert augenblicklichen Gehorsam; man kennt nur Einen Menschen, ihn, und das überige Volk wird für nichts gerechnet.

Die Religionskriege, die so oft Europa mit Blut überschwemmten, sind in Tunkin, trotz der grossen Anzahl der Sekten, eine ganz unbekannte Sache: nie stifteten sie Zwiespalt im Staat, ja nicht einmal in den Familien. Jeder bekennt sich zu der Sekte, die ihm am besten gefällt. Es ist sogar was gewöhnliches, Leute zu finden, die sich zu allen bekennen, und oft sieht man einerley Personen zugleich die Tempel der Bonzen und die Säle des Con-fu-tze besuchen, und in Krankheiten ihre Zuflucht zu den Zauberern und Wahrsagern nehmen.

Ausser diesen drey Hauptsekten giebt es noch die Sekte der Fastenden, oder der wahren Anhänger der Seelenwanderung, die, ohne Bonzen zu seyn, von nichts essen, das Leben hat. Diese Sekte hat in Sina grossen Zulauf, und behauptet den ausgemachtesten Ruf der Rechtschaffenheit in Denken und Handeln. Sie leben still, ohne jemanden was zu leid zu thun, aber sie werden nicht mit guten Augen angesehn; man beobachtet jeden ihrer Schritte, weil man sich eines Aufruhrs von ihnen befürchtet, da sie ursprünglich aus den Misvergnügten des Hofs bestand, die sich entfernten und diese Lebensart ergriffen, um vom Himmel einen bessern Herrn,

und eine glücklichere Regierung zu erflehen. Die wenigen, die sich von dieser Sekte in Tunkin befinden, werden nicht beunruhigt; sie vermehren sich nicht, da der Tunkineser alles verabscheut, was auch nur den Schein von Fasten hat.

Man trift auch hier einige Weise an, die jenen berühmten Weisen des Alterthums an die Seite gesetzt werden können. Ihr Tichten und Trachten ist, tugendhaft seyn, und als wahre Weise leben. Sie lieben, sagen sie, die Tugend um ihrer selbst willen, nicht aus Interesse noch des Reizes, gegenwärtiger oder künftiger Vergeltung wegen. Ihr liebt das Gute, sagen sie zu den Christen, und thuts, weil es eurem Gott gefällt, und er euch Belohnungen verheisset: uns aber leiten weder Belohnungen noch Strafen: wir thun das Gute, um des Guten. Diese Weise sind in geringer Anzahl, und ihr Wandel entspricht ihren Grundsätzen.

Der Pöbel beobachtet, ausser den Vorschriften der verschiedenen Sekten, noch, wie der europäische Pöbel, eine Menge abergläubischer Gewohnheiten bey den meisten seiner Handlungen, bey dem Heyrathen, Essen, Kindergebähren u. s. w. So giebt er z. E. seinen Kindern die häslichsten Namen, damit sich die bösen Geister davor scheuen, und ihnen nicht schaden sollen; er ändert diese Namen, wenn er seine Kinder stark genug glaubt, nichts von den bösen Geistern mehr befürchten zu dürfen; Er läßt ihnen auch sechs oder sieben Haarbüschel von verschiedener Grösse, zu Ehren

der

der Götzen wachsen. Am Neujahr klebt er an seine Hausthüren abscheuliche Figuren, um die Teufel fürchtend zu machen, und sie zu verhindern, hereinzukommen. Er ist emsig in der Wahl der glücklichen und unglücklichen Tage, und in beständiger Angst sich zu irren. Der fromme Tunkineser fängt seine Mahlzeit mit einer Libation von Wein an, ehe er sich zu Tische setzt. Bey der Haupt-Musterung des Heeres, giebt man eine Salve aus dem groben und kleinen Geschütz, um die Geister zu verjagen, die Feinde des Glücks und der Ruhe des Staats sind; tausend andere eben so lächerliche Dinge nicht zu gedenken.

Es ist besonders, daß die Sekte des Mahomets, die sich im ganzen Orient ausbreitete, nicht in Tunkin gedrungen ist. Man findet über eine Million Muselmänner in Sina; die Einigkeit die unter ihnen herrscht, macht sie da mächtig; sie üben öffentlich ihre Religion aus und haben ihre Moscheen. Sie haben den Schutz des Kaysers durch beträchtliche Geschenke zu fesseln gewußt, und man fürchtet sie; es stehn ihrer viele in öffentlichen Aemtern und Würden, ohne die Religions-Gebräuche des Landes beobachten zu dürfen.

Die Strenge mit der die tunkinesische Regierung gegen alle Fremde wacht, denen sie, selbst unter dem Schein der Handlung, nicht den geringsten festen Aufenthalt verstattet, war wohl das Haupthinderniß der Anpflanzung dieser Religion

ligion in diesem Königreiche. Diese Strenge ist den Ministern von Tunkin nicht zu verdenken; sie haben die Beyspiele ihrer Nachbarn vor sich, und wie oft Portugesen, Holländer, Engländer, Franzosen, sich als Kaufleute einzunisteln und dann zu Herren des Landes zu machen wußten.

10.

Wissenschaften — Künste und Handwerke — Fischfang.

Alle Wissenschaften in Tunkin wie in Sina, werden aus den Büchern des Con-fu-tze und seiner Commentatoren oder Ausleger geschöpft; sie betreffen, Abhandlungen über die Moral, Mathematik, Physik, Astronomie, und die Kenntnisse der Gesetze und Landesgeschichte. Wer dieses versteht, wird, so eingeschränkt auch seine Kenntnisse immer noch sind, unter die erleuchteten Männer der Nation gezählt. Nichts ist noch unvollkommener als ihre geographische und astronomische Wissenschaften; ihre Anhänglichkeit an ihren alten Gebräuchen, wird auch nie grosse Fortschritte in diesen Fächern von ihnen erwarten lassen. Ihre Geschichtskunde schränkt sich auf die Begebenheiten ihres Landes ein. Die Verfertiger der öffentlichen Annalen, die auf Befehl des Fürsten arbeiten, würden mit dem Tode bestraft werden, wenn sie das geringste hineinmischten, das eine Beziehung auf die Geschichte fremder Länder hätte. Aber die Moral des Con-fu-tze, ihre eigene Geschichte, die Gesetze und Gewohnheiten des Reichs haben sie vollkommen

men inne. Die Gelehrsamkeit wird in Tunkin sehr geachtet, weil sie der einzige Weg ist, zu Ehrenstellen zu gelangen, und die Gelehrten allein den Adel des Landes ausmachen. Sie müssen durch verschiedene Grade durch, ehe sie die Aemter und Würden erhalten können, die blos die Belohnung litterarischer Verdienste sind. Der erste Grad ist der Singdo oder ohngefehr unser Baccalaureus; der zweyte der Hung-cong oder Lizentiat, und der dritte der Tuncy, oder Doctor. Man wählt aus den Doktoren den geschicktesten zum Trangivin, oder Präsidenten der Wissenschaften. Jedermann kann in seiner Provinz den ersten Grad erhalten, und es ist sogar leicht ihn zu bekommen, wenn man nur ein wenig Anlage hat. Fühlt man sich nicht die gehörigen Eigenschaften, um aufgenommen zu werden, das heißt die gewöhnlichen Ausarbeitungen zu verfertigen, so wird ein Gelehrter von höherem Grade, mit dem Candidaten, der ihn dafür bezahlt, eingelassen, und verfertigts in seine Seele. Es kostet mehr Schwierigkeiten zum zweyten Grade zu gelangen, und jeder muß da in Person die gesetzten Bedingungen erfüllen. Der dritte Grad wird nur durch eigenes Verdienst, und unter den schärfsten Prüfungen, erworben. Man kann zum Doktor nur in der Residenz, in Gegenwart des Königes, und in einer allgemeinen Versammlung aller Kandidaten, aufgenommen werden, die nur alle drey Jahre gehalten wird. Das Examen besteht in einer Ausarbeitung, wozu der König den Gegenstand angiebt. Diese Ausarbeitung geschieht in einem

verschlossenen Park, wo jeder Kandidat seine Zelle hat, in der er arbeitet. Der Abhandlung sind eine bestimmte Anzahl Blätter, Zeilen und Schriftzüge vorgeschrieben. Die erste Vollkommenheit besteht in der Richtigkeit der letztern; ein einziger falscher Punkt schließt den Kandidaten von der Doktorwürde aus. Auf die Tüchtigkeit der Schlüsse und Feinheit der Gedanken wird eben so scharf Rücksicht genommen. Alles dieses setzt Leute von Wissenschaft und Kopf voraus, und daher kommt es daß von 1000 Kandidaten, selten mehr als acht oder zehn zu Doktoren creirt werden. Dafür sind aber auch die Zügel und die Stützen des Staats in den Händen der Würdigsten. Verderbniß, Partheilichkeit, Leidenschaft, die sonst bey allem was im Königreiche vorgeht, den Vorsitz führen, weichen hier der Liebe zur Ordnung und Gerechtigkeit. Die Examinatoren, die sich durch Bestechung oder andre Mittel gewinnen liessen, würden am Leben gestraft werden, und man hat mehr als ein Beyspiel, daß dieses strenge Gesetz pünktlich befolgt worden ist. Ueberigens ist keine gewisse Zeit für's Studiren festgesetzt. Es giebt Gelehrte die ihre Grade erst nach 15, 20 oder 30 Jahre Studiren erlangt haben. Viele bringen sogar ihre ganze Lebenszeit mit vergeblichen Versuchen zu, ohne ihren Zweck zu erreichen. Die meisten begnügen sich in dem Orden der Gelehrten zu seyn; sie wählen sich niedrigere Aemter, und werden Sekretaire in den Provinzen und bey den Mandarinen; Bedienungen, die weniger Wissenschaft und Beredtsamkeit, als Leichtigkeit und Zierlichkeit im Schreiben voraussetzen, aber mit gewissen Privi-

legien

legien versehen sind, die ihnen die Vorzüge eines Gelehrten verschaffen.

Obgleich in den Hauptörtern öffentliche Professoren angestellt sind, die aus der untern Klasse der Gelehrten gezogen und vom Könige besoldet werden, und jedes Dorf seine Schullehrer hat, so ist doch kein gewisser Cursus der Wissenschaften bestimmt, und man erscheint in den verschiedenen Prüfungen, wenn man sich tüchtig fühlt, bestehen zu können. Nächst guten, natürlichen Geistes-Gaben, hängt der Erfolg hauptsächlich vom Gedächtniß und der genauen Kenntniß der sinesischen Schriftzüge ab, deren Anzahl so groß als Worte in der Sprache ist. Die Würden gehn nur auf den, der sie wirklich genießt, und die damit verknüpfte Ehre kömmt nicht auf seine Abkömmlinge, wenn er todt ist. Die unmittelbare Erben des Namens der vornehmsten Personen im Staat, haben blos den Vortheil, daß sie von den öffentlichen Abgaben und Frohnen frey sind, aber ihre Kinder fallen wieder in die unterste Klasse zurück, wenn sie sich nicht, wie ihre Vorfahren, durch persönliches Verdienst emporzuschwingen wissen. Ein sehr vernünftiges Gesetz, das Gleichheit in einem Staat zu erhalten dient, wo man keinen andern Adel kennt, als den, den hervorstechende und persönliche Eigenschaften gewähren.

Nicht jedermann darf sich auf die Mathematik legen; thut er es ohne Erlaubniß, so wird er als ein Aufwiegler angesehn, weil man in Tunkin überzeugt ist, daß der Himmel über das Schick-

sal der Könige und Reiche waltet, und die Mathematick für die Wissenschaft der Geheimnisse des Himmels gilt. Der König sucht also selbst unter den Doktoren vom ersten Range seine Mathematiker, unter diesem Titel, aus. Nur diese allein, dürfen diese Wissenschaft studiren, und so viel in ihren Kräften ist zu ergründen suchen, allein sie verderben sie durch ein Gemisch von Sterndeuterey und Wahrsagerey, mit der sie sich auch abgeben müssen, um die neugierigen Fragen des Königs, seiner Damen und der Grossen des Hofs zu befriedigen.

Erst seit der Ankunft der Europäer in Tunkin, fangen sie an einigen Begrif von fremden Völkerschaften zu bekommen, und daß es mehr Länder und Nationen geben könne, als Sina und ihre Nachbarn: aber in den übrigen Theilen der Erdbeschreibung, und der Eintheilung unsrer Kugel in Land und Wasser, sind sie noch eben so schlecht bewandert. Ihre Auslegungen der gewöhnlichsten Naturbegebenheiten ihres Klimas, sind im höchsten Grade abgeschmackt und lächerlich. Unsre metaphysische Spekulationen kommen ihnen als leere und unnütze Hirngespinnste vor, und in der Sittenlehre halten sie sich an dem was in ihren alten Büchern steht, ohne weitere Prüfung oder Kritik.

Die Tunkineser studiren keine fremde Sprache, nur der König hat Dolmetscher in der sinesischen und portugesischen, und dem Idiom einiger benachbarten Königreiche. Die portugesische

Spra-

Sprache ist unter allen europäischen, deswegen die allein bekannte in Tunkin, weil in ganz Ostindien ein verdorbener Schnickschnack derselben die Sprache des Handels und der schwarzen Lootsen der Schiffe von Batavia ist, und viele tunkinesische Kaufleute, sie so wie ihre Handlungsbediente allein verstehen und gebrauchen. Wie Wundarzneykunst und medicinische Wissenschaft hier beschaffen seyn, habe ich schon oben einen Fingerzeig gegeben; ich füge noch hinzu, daß jedem frey steht, diese Kunst, wie ein andres Handwerk zu treiben, Schüler zu ziehen, und ohngestraft fortzukuriren, ohne ein Examen oder die Erlegung irgend einer Taxe bezahlen zu müssen. Einige Wundärzte lassen sich Wundärzte des Königs nennen, um einen Namen und viele Kunden zu erlangen, und diese müssen sich vor denen dazu bestellten Personen, examiniren lassen. Ein Hauptwerk bey diesem Examen ist, ob der zu Prüfende, die Kräuter von einander unterscheiden kann, die er zur Kur der Krankheiten braucht, obgleich diese Kräuter unter einander gehackt und gemengt sind. Man pflegt auch die, von ihnen gepriesene Arzeneyen, an ihnen selber zu versuchen, Zweifelsohne in der Absicht, ob nichts schädliches darin sey. Reiche setzen eine Belohnung darauf wer sie kurirt; Aerzte und Chirurgi versammeln sich bey ihnen, jeder giebt ihnen von seinen Arzeneyen, die auf der Stelle bezahlt werden, und die Belohnung erhält derjenige, dessen Mittel eine merkliche Aenderung zum Guten in der Krankheit herfür gebracht hat. Trotz der Ueberhäufung mit so vielen Arzeneyen, pflegt die Krank-

heit

heit nicht schlimmer, ja oft gehoben zu werden, auch Eifersucht unter den Aerzten, ist hier nicht gewöhnlich.

Es giebt einige Maler in Tunkin, die zur Verzierung der Tempel und vornehmsten Häuser gebraucht werden: einige unter ihnen verrathen Geschmack und würden etwas leisten können, wenn sie gute Unterweisung annähmen, so aber kleben sie an ihren alten Vorurtheilen, und vervollkommnen sich schwerlich. Die Bildhauerey schränkt sich auf die Verfertigung einiger ungestalteter und willkührlicher Götzenfiguren ein, und je abscheulicher und sonderlingischer sie sind, desto grösseres Verdienst scheint ihr Verfertiger erbeutet zu haben. Die Kupferstecherkunst ist hier unbekannt, aber man kennt hier wie in Sina die Kunst zu drucken; und, nach der Versicherung der Mißionarien, verstehn sie sich recht gut die Heiligenbilder abzuziehn, wozu man ihnen die Platten aus Europa mitbringt. Von ihrer Baukunst ist schon oben gesprochen worden, und in der Schiffszimmerarbeit sind sie nicht glücklicher: ihre Fahrzeuge taugen nur zu kleinen Reisen, obgleich man einige glücklich von Tunkin nach Siam hat kommen sehn. Die meisten Fahrzeuge sind bedeckt, die zur Fischerey auf dem Meere ausgenommen. Das beste Holz in Tunkin zum Schiffsbau, wächst in der Provinz Nghe-an; statt der Seile und Stricke bedient man sich der Lianen, und die Segel bestehn aus Matten, die wegen ihres Umfangs ziemlich schwer sind; nur die Schiffe der Mandarine führen

ren welche von Leinewand. Die Decke der Fahrzeuge ist eine Bambus-Hürde, mit grossen Blättern versehn, wo kein Regen durchdringen kann. Man geht ganz sicher auf diese Art vom Tillac, und verrichtet daselbst alles was zur Regierung des Schiffes erfodert wird. Der Firnis oder Lack vertritt die Stelle des Theers und ist dauerhafter als dieser. Diese kleine Fahrzeuge sind eben so gut zum Ruder als Seegel eingerichtet. Auf den Schiffen der Mandarine geschieht das Manoeuvre nach dem Schall zweyer kleinen Stöcke von einem klingenden Holz, oder einer Glocke mit dem Schwengel, wornach sich die Gleichheit der Bewegung der Matrosen richtet. Sie gehn und durchschneiden das Wasser mit erstaunlicher Geschwindigkeit, sie sind zierlich gebaut, und man findet alle Bequemlichkeiten eines guteingerichteten Hauses darauf.

Die Tunkineser bedienen sich gewöhnlich auf ihren Kanälen und kleinen Flüssen gewisser, von männlichen Bambus geflochtener Kähne, die mit einem Mastix, der aus rothen Wurzeln und Erde besteht, überzogen sind. Nichts gleicht der Leichtigkeit und Schnelle ihres Gangs. Man schaft sie mit leicher Mühe von einem Ort zum andern. Es ist eine Art Hausgeräths das in allen Häusern, sonderlich in den Provinzen des platten Landes gefunden wird, weil es bey den Ueberschwemmungen, die gegen den fünften Mond sich einstellen, zur Verrichtung der Geschäfte unumgänglich nothwendig ist. Auch ausser dieser Zeit bedient man sich ihrer, Waaren und Früchte

von einem Dorf zum andern zu schaffen. Ueberhaupt besitzen die Tunkineser eine wunderbare Geschicklichkeit in Führung kleiner Fahrzeuge. Man sieht sie mit Schiffchens über die schnellsten und breitesten Ströme setzen, die nicht über vier Fuß lang sind, und wobey sie kein anderes Ruder als ihre Hand, oder höchstens einen Stock haben.

Alle zur menschlichen Nahrung und Nothdurft unumgängliche Handwerke werden auch in Tunkin getrieben, und das Volk hat zu viel Vertrieb mit Sinesern, als daß es ihnen nicht in vielen Stücken nachthun sollte, aber an Verfeinerungen, oder neue Erfindungen, ist nicht zu gedenken. Es wäre unnütz und sogar gefährlich auf Verbesserungen und neue Erfindungen zu sinnen, sollten sie auch nützlicher bequemer und weniger kostbar seyn. Jedes Handwerk treibt seine Arbeit mit den simpelsten Werkzeugen, und vieler Leichtigkeit. Ein Zimmerman oder Tischler verbirgt sein ganzes Handwerksgeräthe, wenn man das Beil ausnimmt, das sehr schmal ist, in einem Bambusrohr, und es reicht hin, die schönsten Arbeiten, und zwar mit erstaunlicher Hurtigkeit und Geschicklichkeit zu verfertigen. Ein englischer Zimmermann der über die Beschaffenheit und geringe Anzahl der Werkzeuge eines tunkinesischen Zimmermanns spottete, wurde von diesem aufgefodert, ein Stück Holz so geschwind zu behauen als er; der Engländer nahm die Auffoderung an; und der Tunkineser hatte schon sein Werk vollkommen geendigt, ehe jener noch mit der Hälfte von

dem seinigen fertig war. Im Grunde sind die europäische Werkzeuge besser und sicherer, und werden nach Regeln gehandhabt, welche die Indier nicht kennen; aber diese haben die Gewohnheit und ein richtiges Augenmaas für sich, denn sie arbeiten, ohne, dem Ansehn nach, ein Maas zu nehmen.

Eine grosse Anzahl von Profeßionen und Handwerken, die in Europa üblich sind, vertragen sich nicht mit der Lebensart dieser Länder, und sind also hier völlig unnütz; so giebt es keine Becker, Köche, Peruckenmacher in Tunkin, so wenig als Mühlen und Oefen. Die Waffenschmiede arbeiten blos für den Dienst des Königs und seiner Truppen. Man findet einige Eisenarbeiter und Goldschmiede, die Kupfer, Silber und Gold verarbeiten. Alle diese Leute sind mit einem sehr mässigen Lohn zufrieden. Ein tunkinesischer Goldschmidt, der einen ganzen Monath lang, in dem Hause der Mißionsvorsteher Kelche und anderes Altar-Geräthe verfertigt hatte, war sehr zufrieden, als er zehn Franken (ohngefehr fünf Gulden) für seine Mühe erhielt. Ueberall giebt es Töpfer, und jedermann versteht Schiespulver zu machen. Fast alle Frauenzimmer sind beschäftigt, Leinewand und seidene Stoffe zu ihrem Gebrauch zu verfertigen.

Der Fischfang ist das Hauptgeschäfte des größten Theils des Volks; aber die Art in Flüssen, Kanälen, Teichen und dem Meer zu fischen, ist sehr mannichfaltig. Man richtet an dem Ufer der Flüsse, die Ebbe und Flut haben, leichte und

nicht

nicht sehr dichte Hürden auf; jedes Fischerfahrzeuge steckt deren eine ziemlich lange Reihe. Die Fluth bedeckt sie, und der Fisch, der gewohnt ist, mit ihr zu kommen, und Nahrung am Strand zu suchen, findet sich, wenn die Flut ablauft, zurückgehalten. Eben so verfährt man auch am Gestade des Meers, nur mit dem Unterschied, daß die Palustraden fest, und mit grossen Pfeilern versehn sind, und Winkel formiren, an deren Spitzen man enge Hürden stellt, wo der Fisch nicht durch kann. Auf diese Art fängt man Fische in so grosser Menge, daß die Fischer mit Vergnügen, denen Fahrzeugen die eben vorbey fahren, von ihrem Vorrath mittheilen. Die Tunkineser fangen auch den Fisch mit Feuer; indem sie grosse Bündel von indischem Rohre anzünden, und vor dem Fahrzeuge hertragen lassen, da denn der, von dem Schein erschreckte Fisch, von selbst in Kahn springt. Noch eine andere weit ruhigere und angenehmere Fischerey, geschieht nur bey heiterm nächtlichen Himmel und schönem Mondschein. Die Kähne, deren man sich dazu bedient, sind lang und schmal, auf jeder Seite wird, so lang wie der Kahn, ein, zwey Fuß breites, Bret, befestigt, das mit einem weissen und leuchtenden Firnis überzogen, und gegen die Fläche des Meeres, und das Licht des Mondes, in sanftem Abhange gekehrt ist. Der Mond spiegelt sich darinn und macht den Firniß noch weisser; der Fisch, der auf dem Wasser spielt, springt auf das Bret, und fällt in die Hände des Fischers, der im Kahne liegt und lauscht. Andere fischen auf Stelzen, zwölf bis funfzehn Fuß hoch, indem sie

das Netz hinter sich herziehen; verfehlen sie das Gleichgewicht, so fallen sie ins Wasser, und ertrinken nicht selten, ob sie gleich fürtrefliche Taucher sind, und sogar in den schnellsten Strömen, den Fisch bis in seine verborgenste Schlupfwinkel verfolgen, und mit der Hand fangen. Noch andere wagen sich auf einem einzigen Brete auf das Meer; sie stehen mit einem Fusse darauf, der andere dient ihnen zum Steuer, und so setzen sie dem Fische mit wundernswürdiger Geschwindigkeit nach. Ganze Dörfer und Flecken, die am Strand des Meeres liegen, fischen mit einem und demselben Netze, das gewöhnlich von Seide ist; achtzig oder hundert Personen haben, jede, ihren bestimmten und bezeichneten Theil daran. Man bringt das Netz auf Fahrzeugen weit ins Meer hinaus, unterdessen daß die Interessenten am Gestade sind, um es ans Land ziehen zu helfen. Jeder bekommt von den Fischen, was in dem Theile des Netzes, den er unterhalten muß, befindlich ist; bey günstiger Witterung sind diese Fischzüge sehr reichlich. Man fischt auch auf der See mit Angeln; die Kähne dazu sind klein und leicht, und jeder mit einigen hundert Angeln versehen, die in 24 Stunden nur einmal und allezeit bey Nacht ausgeworfen werden. Die schönsten Fische werden auf diese Art gefangen; man salzt sie ein, oder dürrt sie, und sie werden in die entlegensten Provinzen verführt.

Zu gewissen Zeiten lassen sich in den Meeren von Tunkin sehr grosse Fische blicken, die man mit der Harpune fängt. Verschiedene

Boote

Boote vereinigen sich dazu, und wenn sie ihn harpunirt haben, so entfernen sie sich auf das schnellste, weil seine Bewegungen so heftig sind, daß er die Boote umschmeissen würde. Sie folgen seiner Blutspur von ferne nach, bis er oben auf dem Wasser schwimmt, da sie denn, vermittelst eines Seils, ihn ans Land ziehn. Diese Fische sind von dem Geschlecht der Wallfische. Das Meer warf vor einiger Zeit einen von ungeheurer Grösse auf den Strand; der König, als er es erfuhr, sendete Mandarine ab, ihn auf das ehrerbietigste zu empfangen, und ließ den Theil des Körpers, der ausser dem Wasser lag, mit Matten bedecken; man brauchte hundert dieser Matten, jede zwey bis drey Fuß breit. Vermuthlich glaubte der Hof, es wohne die Seele irgend eines furchtbaren Genius in diesem Fische, denn man trift einige Tunkineser an, welche die grossen Schlangen und Fische ehrfurchtsvoll grüssen, und sie weder zu fangen noch zu tödten wagen. Von Zeit zu Zeit werden die Küsten von Tunkin von gewissen, fremden Fischen besucht, die in dichten und geschlossenen Kolonnen, wie unsre Heringe ziehen; die Fischer, die glücklich genug sind auf ihre Züge zu treffen, fangen ihrer eine ungeheuere Menge; allein so vortheilhaft ihnen auch diese Fischerey ist, so haben sie doch noch keine gewisse Zeit anzumerken gelernt, wenn diese Zugfische wieder kommen.

II.

Innerer und auswärtiger Handel — Münzwesen — Werth des Goldes und Silbers — Waaren so Tunkin eigen sind — Art das Salz daselbst zu machen.

Die unglückliche Politik die in den meisten Morgenländern herrscht, daß der Unterthan nicht zu begütert und zu mächtig werden müsse, um nicht in Versuchung zu gerathen, das Joch einer gänzlichen Unabhängigkeit abzuschütteln, dessen Tragung doch für die Sicherheit des Staats so nothwendig gehalten wird, hat auch in Tunkin Aufmunterung und Freiheit im Handel und Wandel niedergedrückt, und wenn gleich einige Kaufleute Muth und Mittel finden, sich über diese Vorurtheile des Despotismus hinwegzusetzen, und sich einiges Vermögen zu erwerben, so sind sie doch genöthigt, den Mandarinen die an den Gränzen kommandiren, so viele ansehnliche Geschenke zu machen, daß sie fast gar nichts von Gewinn übrig behalten. Die Sineser selbst, auf denen fast allein der auswärtige Handel von Tunkin beruht, sehen sich diesen Erpressungen ausgesetzt, und der König schließt die Augen dazu, weil er leichter über die Güter und Personen eines Beamten schaltet, der sich durch Ungerechtigkeiten bereichert hat, als eines Volks das nach und nach reich, und zugleich vermittelst des Handels, durch seine Connexionen mit Fremden, leicht fürchterlich wird. Wenn man die Sineser ausnimmt, deren Verkehr und Fleiß dem Königreiche unentbehrlich geworden sind, so

will der übrige Handel zwischen tunkinesischen und fremden Kaufleuten wenig sagen. Vor diesem hatten die Portugesen, Franzosen, Engländer und Holländer hier Comptore, und die beyden letztern Nationen sogar in der Hauptstadt. Es ist noch ein Damm vorhanden, den die Holländer anlegten, um den Lauf eines Flusses zu brechen der ihre Besitzung untergrub; nach seinem Model ließ der König, einen andern an dem Fluß hin aufführen, der sonst ohne diese Vorsicht längst einen Theil des Bodens der Residenzstadt weggeschwemmt haben würde. Die Spanier haben auch verschiedene Reisen dahin gethan, aber mehr in der Absicht die Mißionen der Christen zu unterstützen, als aus irgend einem Interesse.

Unter die sinesischen Waaren gehören die Arzeneyen und medicinische Kräuter, da Tunkin deren nicht genug hervorbringt, und man hingegen in den weiten Strecken von Sina alles findet was man von dieser Sorte verlangen kann. Zwar schrieb ein tunkinesischer Mandarin ein Buch, worinn er die Tugenden der einheimischen Pflanzen und Arzeneyen, und daß alle Krankheiten damit geheilt werden könnten, deutlich auseinander setzte; die Regierung billigte auch seine Schrift, allein Gewohnheit und der Ruf der Treflichkeit, in dem, wie wir oben angeführt haben, die sinesischen Ärzte vorzüglich stehen, behaupteten den Platz, und man braucht jene nur, wenn man diese nicht haben kann.

Ausser diesen Arzeneyen handeln noch die Sineser in Tunkin, 1) mit Thee; den der im Lande ist zu scharf und grob, und verdient den Namen nicht: 2) mit Porcellan; aber nicht von der Art wie sie's bey sich führen, oder an die Europäer verkaufen; sie bringen nach Tunkin nur Tassen von verschiedener Grösse, und Unterschaalen, die hier statt der Schüsseln dienen; auf keinem andern Geschirre wird hier zu Lande gespeiset: 3) mit seidenen Stoffen; zwar ist die Seide in Tunkin gemeiner als in Sina, allein man weiß hier nicht Damast, Sammt, goldene und silberne Brokade, brochirte Taffete, und andere dergleichen Stoffe zu verfertigen: 4) mit verschiedenen Arten Leinewand, die im Lande weder gemacht, noch so gut wie in Sina oder Indien gefärbt werden: 5) mit kandirten oder Cassaun-Zucker; die Tunkineser haben einen Ueberfluß von dieser Materie, verstehen sie aber nicht zu läutern, oder so zuzubereiten, daß sie sich hält: 6) mit Weizen- und Gersten-Mehl; wenn sie diese Früchte in Körnern einführen, so dürren sie solche vorher wohl, damit der Keim erstirbt und man sie nicht säen kann, denn sie würden recht gut in den hohen Ländereyen von Tunkin fortkommen, wenn sich das Volk nur auf seine Kultur verstünde; aber so weiß es nicht einmal zu mahlen, oder sich Mehl zum Brodtbacken zu verschaffen. Die Missionarien, um die Meßbrode zu haben, liessen von ihrem Gesinde den Weitzen mit Wasser feuchten, hierauf zwischen zwey Steinen, oder in einem Mörsel zu Teig zermalmen, und diesen mit Wasser anmachen: das Mehl fällt hierauf auf den

Boden

Boden des Gefässes: 7) mit eisernem und kupfernem Küchengeschirre; der Absatz davon ist sehr groß, weil es allen Ständen nothwendig, und bequemer als das innländische ist; 8) mit Eisen; denn das tunkinesische ist brechend und schickt sich schlecht zu feinen Arbeiten; die sinesischen Eisenarbeiter sind auch weit geschickter als die hier zu Lande; sie pflegen alle ihre Geräthschaften, Amboß und Blasbalg mit sich zu schleppen, wenn sie wo arbeiten: 9) mit Gewürzen, als Pfeffer, Nelken, Zimmet, Muscatnüssen, und mit verschiedenen Sorten trockner Konfituren: 10) mit Flachs und Garn; wobey viel zu gewinnen ist, weil wenig davon in Tunkin wächst, und man, aus Sparsamkeit, alles von Seide machen muß: 11) mit Wachs und Baumwolle; so häufig man diese Artikel in Tunkin antrift, so sind sie doch in Sina noch weit gemeiner und wohlfeiler: 12) mit Glaswerk, kleinen Spiegeln, Ferngläsern, Flaschen von weissen Glaß und Glas-Körnern, die auch von einem gewissen Teig gemacht werden, auf dessen Zusammensetzung sich die Sineser verstehn, und der dem Glasse vollkommen gleich kommt. Sie verfertigen tausend Kleinigkeiten daraus, die sie bey dem unwissenden und neugierigen Volk so gut als möglich loß werden, das oft sich des nöthigsten beraubt, um nur dieses Puppenwerk zu kaufen.

Die Sineser treiben noch eine Menge andrer Handwerke und Künste, wovon sie das Geheimniß den Eingebohrenen nicht mittheilen, damit sie ihnen immer unentbehrlich bleiben. Auch ist man hier überzeugt, daß sie die Hand bey allem

lem haben müssen, wenn was Gutes und vollkommenes herauskommen soll. Ihnen überläßt man die Besorgung der Bergwerke, und das Schmelzen des Gruben-Goldes, Silbers und Kupfers: sie sinds, die die schönsten Bücher drucken und die Kupfer dazu stechen. Bey ihrer Verschmitzheit und Verschlagenheit, wenden sie alle Ränke von der Welt an, um ihren Kredit in Tunkin aufrecht zu erhalten und sich nothwendig zu machen. Sie verstehen sich unter einander, und halten oft mit den Waaren, nach denen man am meisten begierig ist, plötzlich inne, bis dieser Verzug die Neugier noch mehr gereitzt, und ihren Werth noch einmal so hoch gesteigert hat.

Sie behalten in Tunkin ihre Nationaltracht und Gebräuche, sie kommen zu Wasser und zu Lande dahin, die meisten aus den Provinzen Fokien und Canton, einige auch von der Insel Haynan und Batavia. Die letztern bringen, ausser denen Waaren, deren oben Erwähnung geschehen ist, auch noch viele gegerbte Ochsen- und Büffel-Häute mit, die in Tunkin sehr gesucht werden, weil das Leder dort sehr selten ist, da ihre Häute theils übel zugerichtet sind, theils sie auch fast alle Thiere mit Haut und Fell zu essen pflegen: ferner mit wollenen Stoffen und Tüchern, worinn der König seine Truppen kleidet, und die von den Mandarinen und Reichen ebenfalls stark gekauft werden: auch mit gemalter indischer, und breiter Leinewand, weil die Frauenzimmer, welche die Leinewand in Tunkin weben, um desto weniger Mühe zu haben, ihre Leinewand sehr schmal lassen.

Alle Waaren aus Europa finden hier grossen Absatz; kurze Waaren, Uhrwerke, Seife, Salben, Kupferstiche, sind sehr schnell verkauft. Ueberhaupt kommt es bey diesem Handel mehr auf gemeine Waaren, von geringem Werth und leichtem Absatz, als auf Kostbarkeiten an, die nur von den Mandarinen und den Frauenzimmern und Bedienten des Königs gekauft werden würden, von denen es schwer hält seine Bezahlung zu erhalten, selbst wenn man ihnen die Waaren für den von ihnen selbst beliebten Preiß, läßt.

Als die Engländer in Tunkin handelten, brachten sie beinahe dieselben Waaren dahin, wie die Sineser, nur von besserem Gehalt und besser ausgesucht; sie erhielten sie aus ihren Magazinen zu Madras, allein, weder Perlen noch kostbare Steine waren darunter begriffen, weil diese hier wie in Sina, weit unter ihrem Werth stehen. Falsche Steine würden sich besser verkaufen, und es wäre vielleicht viel dabey zu gewinnen, zumahl wenn man Sorge trüge, sie gut fassen zu lassen. Vom Volke ist unterdessen wenig zu gewinnen, man müßte denn auf Tausch handeln, denn das Land ist so arm, daß der Käufer immer drey oder vier Monate Kredit begehrt, welches denn den Verkäufer grossen Risicos, und Schwierigkeiten wegen der Bezahlung, aussetzt.

Sobald ein Schif an der Mündung eines Flusses ankommt, wird dem Hofe Nachricht davon gegeben, der eine Parthey Soldaten abschickt, um darauf Acht zu haben; da aber gewöhnlich

eine

eine ziemliche Zeit hingeht, ehe dieses Kommando eintrift, so macht man sich diesen Verzug zu Nutze, um die besten Waaren, heimlich ans Land zu schaffen, und die Mißionarien bedienen sich ebenfalls dieses glücklichen Augenblicks, sich verkleidet, und mittelst der Wegweiser, die ihnen die hiesigen Neubekehrten verschaffen, ins Reich zu schleichen. Die beste Verkleidung ist die National-Tracht. Die sinesischen Fahrzeuge haben Erlaubniß bis an die Lager der Statthalter der Provinzen, oder die Haupt-Flecken und Städte zu fahren; die mehresten schiffen sogar bis zur Hauptstadt der mittäglichen Provinz, einer der bevölkertsten und größten Städte des Reichs. Vor diesem genossen die Engländer eben dieser Freiheiten, allein jetzt müssen sie fünf oder sechs Meilen von der Mündung des Flusses im Meere liegen bleiben, seitdem ein Schiffscapitain ihrer Nation, den der König, wegen Schleichhandel, durch seine Galeeren und Soldaten aufheben lassen wollte, sich glücklich durchschlug, und seine Verfolger mit seinem Geschütz übel zurichtete: diese Begebenheit unterbrach ein zehn oder zwölf Jahre den Handel der Engländer nach Tunkin, erst gegen 1740 fanden sie wieder Zutritt, und mußten sich den Gesetzen des Landes unterwerfen, die keinem Fremden Waaren auszuladen oder zu verkaufen verstatten, ehe er nicht die Erlaubnis dazu erhalten, und die Abgaben entrichtet hat. Sie müssen wie die übrigen Kaufleute, dem Könige, seinen Damen, und den Hof-Mandarinen die Waaren die ihnen am meisten gefallen, um den Preiß lassen, um den sie sie selbst geschätzt haben, und noch ansehnliche Geschenke

schenke dazu machen, um ihre Bezahlung zu erhalten. Man hat hie zu Lande keine andere Münze, als runde kupferne Pfennige, statt des Gepräges mit 4 Charactern versehn, die den Namen des Königs ausdrücken. Diese Pfennige haben in der Mitte ein viereckt es Loch, um sie anreihen zu können. Sechszig machen eine Masse, zehn Massen einen Quan, oder ohngefehr drey Livres französischer Münze aus. Der Quan wiegt vier oder fünf Pfunde; man schliesse nun, wie beschwerlich es ist, eine beträchtliche Summe bey sich zu führen; da man aber selten in Tunkin reiset, wenn es nicht in Handlungsgeschäften geschieht, und die Kaufleute fast alle ihre Fracht-Fahrzeuge haben, so fällt es ihnen leicht, die Packte mit dem Gelde sich nachbringen zu lassen. Sobald die Schrift verwischt und nicht mehr leserlich ist, gelten sie nicht mehr, welches die Kaufleute, einem sehr wesentlichen und unvermeidlichen Verlust aussetzt. Ueberdies hat auch diese Scheide-Münze keinen bestimmten Werth, sondern er steigt oder fällt nach dem Belieben des Hofs, der sie schlagen läßt, und ihre Münzung, gegen eine gewisse Abgabe in den königlichen Schatz, an Entrepreneurs verpachtet: oder er läßt auch welche aus Sina kommen, und diese gelten hier so gut als die inländischen. So schlecht dieses Geld ist, so giebt es doch nirgends mehr falsche Münzer als hier, weil ihr Verbrechen für kein Staatsverbrechen gehalten wird, und sie erst nach vielen wiederholten Vergehungen der Art, am Leben gestraft werden; man zählt diese letztern an den Fingern und Ohren

zusam-

zusammen, die man ihnen abhaut, wenn sie ertappt oder überführt worden sind. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Sineser, das geitzigste und verschmitzteste Volk des Orients, diese Art Schleichhandel am stärksten treiben. Man beschuldigt sie noch überdem, alles alte Geld des Landes, das vom bessern Gehalte als das jetzt cursirende war, aufgewechselt zu haben, und schlechteres aus kupfernen Gefässen zu schlagen, das sie sehr theuer verkaufen. Die tunkinesische Münze gilt nicht in Sina, Canton ausgenommen, aber wohl die sinesische in Tunkin, wo sie ihren ganzen Werth beybehält. Eine so schlechte Münze, und die, unter verschiedenen Geprägen fast in allen Morgenländern cursirt, ist der unzweydeutigste Beweis von dem Ueberflusse und niedrigem Preisse der Lebensmittel und ersten Bedürfnisse.

Gold und Silber sind in Tunkin nicht als Münze, wohl aber als Waaren-Artikel gangbar, und die Metalle werden nach dem Gewichte verkauft oder vertauscht; man gebraucht sie nur bey wichtigen Käufen, und zu den Präsenten, die man dem Könige und den Mandarinen machen muß: das Volk weiß also beinahe kaum, was Gold oder Silber ist; selbst die reichsten Personen von gemeinem Stande, besitzen dessen sehr wenig, und das Gold das der König ausspendet, kömmt spät oder früh in seine Kästen zurück. Das wenige gemünzte das in Handel und Wandel circulirt, wird von den Sinesern, Holländern oder Engländern aus Japan gebracht

bracht. Unterdessen fehlt es Tunkin nicht an Minen von diesem kostbaren Metall; die Flüsse des Landes führen sogar welches in ihrem Sande bey sich; verschiedene Einwohner legen daher Arten von Gruben an, wohin sie den Lauf des Wassers leiten, und in einer Tiefe von fünf bis sechs Fuß, das Gold unterm Sande finden. Noch häufiger findet man es in den Felsenritzen und dem Fall der Quellen, die dort entspringen, welches noch unbekannte Minen anzeigt; in einigen Kantons muß das Gold in noch grösserm Ueberflusse vorhanden seyn, weil man daselbst Enten blos wegen des Goldes hält, das man in ihrem Unrath antrift. Die Minen die im Gange sind, werden allein von Sinesern gebaut, und da niemand in Tunkin etwas vom Bergwerk versteht, so geben die Sineser von der Ausbeute was ihnen beliebt. Die Kupfer- Eisen- und Bley-Gruben bearbeiten die Eingebohrnen selbst, und verwenden's zu ihrem Nutzen, sie verstehen aber nicht die edlern Metalle von den gemeinen zu scheiden, das Gold und Silber, sowohl das einheimische als fremde, wird in kleine Stangen oder Barren gegossen; jede derselben wiegt zehn Unzen, die zwölf der unsrigen, oder ein und eine halbe Mark ausmachen. Die Unze Silber wird im Lande auf hundert Sols an Werth geschätzt, also ist der Werth einer Stange, funfzig Livres: die Unze Gold gilt 27 bis 30 Livres, eine Barre dieses Metalls von zehn Unzen, wird demnach zu 250 bis 300 Quan's, den Quan zu drey Livres gerechnet, verkauft. Der Preiß des Goldes und Silbers fällt und steigt, je nachdem es auf den

Märk-

Märkten wenig oder stärker gesucht wird. Da dem Könige und seinen Mandarinen, sehr ansehnliche Geschenke in Gold- und Silberbarren gemacht werden, und diese Herrn sich nicht auf den innern Werth des Metalls verstehen, sondern von dem Geschenke nach dem Gewicht und dem Scheine urtheilen, so giessen einige Barren, die bloß zu dieser Absicht bestimmt sind, und wozu ein Drittheil Zusatz kommt; deswegen geben die Kaufleute lieber Barren als Landesmünze, denn bey der letztern können sie nicht so betrügen. Auch ist eine Stange Gold von zehn Unzen am Gewichte, besser bey sich zu führen, als dieselbe Summe in Kupfermünze, die 1500 Pfund wiegen wird. —

In Tunkin bedient man sich selten im Kauf und Verkauf des Gewichts und Maases, oder wenigstens geschiehts mit geringer Richtigkeit, und nach dem Wohlgefallen der Interessenten. Gewöhnlich kauft und verkauft man nach der Hand und ohngefehrer Schätzung; das Getrayde wird auf dieselbe Art gemessen, oder in Haufen genommen: die Leinewand und Stoffe werden über den Ellbogen gemessen, welches sehr willkührlich ist; Seide und Baumwolle haben ein gewisses Gewicht; das ihnen eigen, und im Lande allein üblich ist; ein Knaul von einem Quintal z. E. muß ein Pfund wiegen; dieses Pfund theilt sich in Unzen, und wieder in Pfunde; nur Gold und Silber werden in Barren verkauft; und haben ein bestimmtes, und durchs ganze Reich übereintreffendes Gewicht.

Die Fremden führen aus Tunkin Firniß, rohe und verarbeitete Seide, als Gazen Grograme, oder starke Stoffe, die dem Gros de tour gleichen und sehr geschätzt werden; schöne und feine Leinewand von Baumrinde; verschiedene Arbeit von Perlenmutter, womit die hiesigen Arbeiter, sehr gut umzugehen wissen; Geflechte von Ratan, oder Rohr, sehr gut zu Meubeln und Teppichen zu gebrauchen, die wegen der Feinheit mit der sie gearbeitet sind, sehr gesucht werden; alle Arten kleiner Meublen, und lakirten Arbeiten, wovon man aber nichts ohne Erlaubniß des Königs absetzen kann; Ebenholz; Elfenbein; Schildkröt; Zimmt; Kupfer; Baumwolle, und viele andere, mehr oder weniger, kostbare, Waaren. Die Sineser verführen sehr viele gesalzene Enteneyer; man überzieht sie mit einer Masse von gestossenem Ziegelstein und Salz, welches sie erhält; man ißt nur das Gelbe, womit man auch andere Speisen würzt. Die Ausfuhr des Reißes ist verboten; aber die Schiffe finden immer Mittel davon so viel zu bekommen als sie brauchen. Der König hat sich nur den ausschlieslichen Handel mit Zimmt und Kupfer vorbehalten, allein auch hierin waltet ein starker Schleichhandel unter seinen Unterthanen vor, weil es sehr selten zu geschehen pflegt, daß einer, eines solchen Verbrechens wegen, am Leben gestraft wird.

Der inländische Handel von Tunkin, und die Zufuhr der Lebensmittel die von allen Seiten zur Residenz und den Hauptstädten geschieht, unterhält ein beständiges Leben und Weben auf allen

len Strassen, Kanälen, Flüssen, und von einem Orte zum andern, alles ist beschäftigt, und das Geld des Landes, das eben nicht von der Art ist, lange an einem Orte verwahrt zu werden, befindet sich in beständigem Umlauf, und belebt den Handel und Wandel desto mehr. Da dieser Handel allein in Früchten und Lebensmittel von einem täglichen Absatz besteht, so kann er nicht anders als sehr vortheilhaft für die seyn, die ihn treiben; sie handeln die Früchte und Getrayde gleich nach den Erndten ein, und verkaufen sie wieder in den ersten Monaten des Jahres mit einem Drittheil Profit. Trotz der Sicherheit des Absatzes, und der kurzen Zwischenzeit zwischen Kauf und Verkauf, verstehn sich doch die Tunkineser so schlecht aufs Spekuliren in der Art, daß kein Kaufmann Muth oder Stock genug hat, um auf einmal 2000 Thaler in diesen Handel zu stecken. Freilich würde eine solche Summe in obigen kupfernen Müntzsorten, nicht wenig embarraßiren, und das ist schon hinreichend, jedem indischen Handelsmann von dem nützlichsten Unternehmen abzuschrecken.

Die Gegenstände womit sich dieser innere Handel beschäftigt, sind:

1) Areca-Nüsse, dürr oder grün; sie machen das Haupt-Ingredienz des Betels aus, der in Indien eben so stark gebraucht wird, als der Toback in Europa, aber der Gesundheit weit zuträglicher ist. Der Baum der diese Frucht trägt, ist gerade, und hat, bey einer Höhe von ohnge-

ohngefehr zwanzig Fuß, selten über sechs Zoll im Durchschnitt; er macht einen sehr angenehmen Blick fürs Auge; seine Blätter, von einem ziemlich muntern Grün, sind lang, breit, geschmeidig, und dienen alle Arten von Provision darin einzuwickeln, dieser Baum ist ausserordentlich häufig in Tunkin, und man findet ihn überall. Die, mit einer grünen Haut überzogene Frucht, hat keine harte Schale, und die Grösse einer kleinen Nuß; sie gleicht, wenn sie ihre Haut verloren hat, der Muskade. Am Baum und zur Zeit der Reife, sitzt sie im Gipfel, in Ballen von röthlicher Farbe; diese Vermischung mit dem Grün der Blätter, und ihre schöne Vertheilung, bildet gleichsam so viel liebliche Blumensträusse dem Auge. Wenn die Nuß reif ist, fällt sie ab, keimt bald im Boden, und zeugt einen neuen Baum, so, daß die Einwohner für ihre Fortpflanzung keine andre Sorge zu tragen brauchen, als die abzuhacken, die ihre Grösse erreicht haben, um so den jungen Luft zu schaffen. Man braucht die größten zu Masten, und die kleinen zu Latten und Palissaden. Diese Frucht ist so gemein, und zugleich so unentbehrlich, daß sie im Handel, statt Geldes, zur Bezahlung der täglichen Bedürfnisse des Lebens angenommen wird. Der Betel, wovon obiges Gemisch den Namen hat, ist das Blatt eines kriechenden Strauchs oder Art Liane, die, wie der Epheu sich um die jungen Bäume schlingt; dieses Blatt ist von länglichter Gestalt, spitzig am Ende, und breiter gegen dem Stiel. Die Art den Betel zu bauen, ist folgende. Man

nimmt zwey bis drey dieser Blätter, thut auf das eine einer Erbse groß Muschel-Kalk, wickelts zusammen, fügt ein Viertel von einer Areca-Nuß hinzu, und kaut dies Alles zusammen; doch ohne vom Saft etwas zu schlucken. Dieser sogenannte Betel macht den Speichel, die Zunge und Lippen roth, und würde in die Länge die Zähne schwärzen, wenn die Tunkineser nicht die Gewohnheit hätten, sie von ihrer Jugend an schwarz zu färben. Er giebt den Lippen die schönste Röthe von der Welt läßt einen angenehmen Geruch im Munde zurück, stärkt den Magen, hilft der Verdauung, und wirkt für die, die ihn beständig brauchen, so viel, daß sie des Weins entbehren können. Die Europäer gewöhnen sich leicht daran, und lieben ihn am Ende so sehr wie die Morgenländer. Wenn die Areca Nuß frisch ist, muß man sich wohl hüten sie zu essen; sie enthält alsdenn eine weisse, klebrige, widrige Materie, die, wenn man sie kaut, so sehr berauscht, als ob man sich in Wein betrunken hätte, doch begegnet dieses denen nicht, die schon lange an Betel gewöhnt sind. Sobald die Nuß trocken ist, verliert sie diese Untugend. Es ist gebräuchlich, bey allen Besuchen seine Betel-Büchse bey sich zu führen, und das gemeine Volk präsentirt sich untereinander den Betel, wie wir unsern Toback.

2. Landes-Produkte allerhand Art, wovon die hauptsächlichsten im zweyten Abschnitte angegeben sind; sonderlich Reiß und die daraus gebrannte Wasser. Wenn der Geist abgezogen ist,

wird das Uebriggebliebene oder die Träber, zur Mästung der Schweine gebraucht, die, wie schon oben erwähnt geworden, in Menge aufgezogen werden.

3. Baumwolle in Flocken und gesponnen; kattunene oder baumrindene Zeuge. Man säet in Tunkin die Baumwolle alle Jahre. Eine leichte Bearbeitung des Bodens, und etwas feuchte Luft nachher, reicht hin, den Saamen zum keimen zu bringen. Es wächst ein drey bis vier Fuß hoher Strauch empor, der eine gelbe Glockenförmige Blüthe, und eine Frucht, in der Grösse einer Nuß, trägt, die, wenn sie reif ist, sich öfnet, und die Wolle zeiget. Man muß sehr aufmerksam auf ihre Einsammlung seyn, denn, wenn man nicht den günstigen Augenblick erwischt, geht die Baumwolle grösttentheils verlohren. Die Saamenkörner, groß wie Erbsen und schwarz, hängen an den Flocken. Es giebt noch eine andere Gattung von Baumwolle-Baum, der viele Jahre dauret, und sehr unsern grossen Rosenstöcken gleicht; seine Baumwolle ist weniger schön als die andre, aber von besserer Qualität, und sein Saame zeugt fruchtbarere Sträuche. Die Zeuge, die man in Tunkin von der Baumwolle verfertigt, sind von mittelmäßiger Güte, und man weiß sie nicht anders als schwarz oder grau zu färben. Die baumrindene Zeuge, werden aus der Rinde eines Baumes gemacht, der dem Maulbeerbaume gleicht. Er kommt in den Wäldern ohne Wartung fort, und wird in kurzer Zeit groß; seine Aeste breiten

ten sich sehr in der Weite aus. Wegen seines erprobten Nutzens, hat man ihn weiter verpflanzt, und sorgt für ihn aufs beste. Man nennt ihn auch den Papierbaum, weil man aus seiner Rinde Papier, Faden, Zunder, Stoff, Seile und sogar einige Meublen macht. Die Zeuge, die man aus den Faden dieser Rinde verfertigt, werden in den heissen Ländern sehr gesucht, weil sie weit kühler, und gesünder im Gebrauch sind, als die baumwollene, und selbst die flächsene und linnene. Wären diese Zeuge breiter, so würde mehr davon in die Fremde gehn, und mehr an die Engländer und Holländer verkauft werden, denn sie sind, wie der Taffet, der ebenfalls von Frauenzimmern verfertigt wird, eben so gut als wohlfeil. Das Papier aus dieser Rinde, wird wie das in Europa verfertigt, nur daß man es nicht leimt, und nur auf einer Seite beschreiben oder vielmehr bemalen kann.

4) Das Klima von Tunkin erlaubt das ganze Jahr Seidenwürmer aufzuziehn, und wer davon leben muß, thut es auch, allein die rechte Zeit dauret nur sechs Monate, oder so lange, als der Maulbeerbaum neue und zarte Blätter treibt; denn die Güte der Seide hängt ganz von der Nahrung der Würmer ab. Die Maulbeerbäume dieses Landes, sind nicht, wie bey uns, grosse Bäume, sondern kleine Büsche, die man alle Jahre bey der Erde weg, im Winter weghaut, und die man von Zeit zu Zeit durch jungen Anwuchs ersetzen muß, wenn man schöne Seide haben will. Denn man weiß aus Erfahrung, daß die alten Stöcke,

so

so wie die grossen Bäume, nur mittelmäßige Seide liefern. In den wässerigen, niedrigen Gegenden von Tunkin, geräth der Maulbeerbaum fürtreflich, und die Seide ist von der ersten Güte; im gebirgigen Lande ist sie weit schlechter. Da die Seide hier zu Allem, selbst vom Pöbel, gebraucht wird, so zieht jeder sich seine Würmer und Maulbeerbäume auf, wenigstens so viel als er zu seiner Nothdurft bedarf. Die Tunkineser halten ihre Seidenwürmer in der größten Reinlichkeit; sie setzen sie auf enggeflochtene Hürden, wo sie Tag und Nacht verschiedenemal gefüttert werden. Sie entstehen, wachsen und spinnen ihre Seide in Zeit von Einem Monate. Man stellt sie in die Sonne, oder ans Feuer, und sie hängen sich an Strohhalme, wo sie ihre Seide arbeiten; sie werden in wohl verschlossenen Kabinetten verwahrt, oder durch Pavillons von seidener Gaze oder klarer Leinewand geschützt, um sie vor den Stichen der Mücken, Fliegen und Ameisen zu sichern. Eben so sehr muß man sie vor den Hünern, Ratten und Fröschen in Acht nehmen. Man verfährt in Tunkin mit Zubereitung der Seide, wie allenthalben; die Verwandlungen des Wurms aber geschehen hier schneller als in Europa; in acht bis zehn Tagen sind die Eyer gelegt und die Seide fertig. Die gemeinen Leute essen die Puppen. Die meiste rohe Seide führen die Engländer und Holländer aus.

5) Der Zimmet-Handel in Tunkin, könnte bey einer gewitztern Nation was ansehnliches einbringen. Die Wälder sind damit angefüllt, man baut ihn in den Gärten des Königs und

der Tempel, Privatpersonen aber dürfen keinen aufziehen, weil der König sich den ausschlieslichen Handel vorbehalten hat. Die Farbe fällt mehr ins grauliche als röthliche, welches die Farbe des Ceylonnischen Zimmets ist; der tunkinesische ist auch stärker, rauher, und hat weniger Geruch, übrigens aber dieselbe Eigenschaften, obgleich in etwas schwächerm Grade. Er ist so gemein daß die Eingebohrne ihn öfters mit andern Bäumen zu Brennholz verbrauchen, ohne es zu merken. Als einmal eine Frau eine Welle Holz zum Einheitzen nach Hause brachte, wurde der Mann gewahr, daß es Zimmt war, und lösete aus Noth, wenigstens sechszig Livres daraus, eine sehr beträchtliche Summe hier zu Lande. Der Zimmetbaum wächst besonders in den sinesischen Gränzgebirgen: er gleicht sehr den sinesischen Weiden. Man nimmt nur die erste und zweyte, oder beste Rinde, die dritte ist zur Erhaltung des Baums, unentbehrlich. Dieser Baum wächst in trockenen und luftigen Gegenden; Nässe und die Pflanzen, die sich anschlingen, tödten die junge Sprößlinge. Man könnte leichter Zimmet-Pflanzen aus diesem Lande, als aus der Insel Ceylon ziehen. Der König verkauft die Erlaubniß, Zimmet zu suchen und zu verkaufen, sehr theuer, aber ohne dem Geruch, der zum Verräther wird, wäre es seinen Unterthanen was leichtes, einen starken Schleichhandel damit zu treiben.

6) Firniß; der Baum der ihn herfürbringt, wächst nicht über 12 oder 15 Fuß hoch; seine Rinde ist weißlich, und sein Laub gleicht den wilden

den Kirschbäumen; die ältesten und ansehnlichsten haben 18 bis 20 Zoll im Umfange. Da diese Bäume nicht ästigt sind, so pflanzt man sie knapp neben einander, theils um den Platz zu schonen, theils mit geringerm Zeitverlust den Saft aufzufangen, der heraustropft. Dieser Saft ähnelt dem Terpentin, und ist röthlich. Man begnügt sich nicht an dem Saft der von Natur herausläuft, sondern man macht, sobald der Baum sechsjährig ist, oder sechs bis acht Fuß im Umfange hat, in dem Stamm und Aesten, so weit die Rinde geht, schlangenförmige Einschnitte, ohngefehr sieben Zoll einen von den andern, worein man Muschelschaalen steckt, die den Saft auffangen; die Einschnitte geschehen des Abends, und des Morgens nimmt man das gesammelte heraus, das aber nur wenig Tropfen in jeder Muschel ausmacht. Man beschäftigt sich den ganzen Sommer damit. Der Firniß, der aus jungen Bäumen kommt, ist der beste: sobald sie das 12 bis 15te Jahr und ihre ganze dicke erreicht haben, wird Rinde und Laub aschfarbig, der Saft taugt nichts, und man haut sie ab, um sie durch jüngere zu ersetzen. Im Frühling und Herbst wird keine Einsammlung vorgenommen, weil der Firniß alsdenn mit Wasser vermischt und unbrauchbar ist. Da dieser Baum weder Blüthe noch Früchte trägt, so vermehrt man ihn durch Absenker, die man unter den Sprößlingen wählt, die im Frühling am Stamm ausschlagen. Hat der Sprößling die Grösse eines Fusses, so bedeckt man ihn mit einer Masse von gelber Erde, ohngefehr drey Zoll dick, und vier bis fünf lang, daß

vom

vom Sprößling nur ein paar Zoll oben hervorgucken; man drückt ihn wohl am Stamm an, und bedeckt ihn mit einer Matte, um ihn vor Regen und Wetter zu schützen. So bleibt er von dem Aequinoctium des Frühlings bis zur Herbst-Gleiche, wo man endlich den Umschlag aufdeckt, und wenn die Wurzeln gelb oder röthlich sind, den jungen Baum mit größter Vorsicht wegnimmt, und anders wohin pflanzt, doch so, daß man um seine Wurzeln Asche in einer gewissen Dicke thut, damit die Ameisen sie nicht anfressen. Ist die Wurzel noch weiß, so bleibt der Sprößling am Baum, bis ins nächste Frühjahr. Gewöhnlich verpachten die Eigenthümer der Firnißbäume die Einsammlung ihres Safts an die Kaufleute, für dritthalb Sol den Baum; und diese miethen wieder Bauern, zur Besorgung dieses Geschäfts. Ein einziger Mensch kann funfzig Bäume bestreiten, weil sie sehr nahe an einander gepflanzt sind. Der Kaufmann ist zufrieden, wenn tausend Bäume in Einer Nacht, ein Pfund Firniß geben. Das Pfund kostet an Ort und Stelle, drey Livres: sein Preiß steigt aber je weiter es verführt wird. Der Einsammler trägt an seinem Gürtel ein kühhäutenes Gefäß, worein er die Muscheln ausleert, indem er den Saft, vermittelst eines eisernen, etwas gekrümmten Spatels, abkrazt, und hernach in einen Korb wirft, der am Fuße des Baumes steht. Alle diese Kühhäutene Gefässe werden in dem Hause des Kaufmanns auf ein grosses linnenes Tuch ausgeschüttet, das an vier Ringen locker auf einer hölzernen Tafel angemacht ist, die in der

Mitte

Mitte eine Oefnung hat, unter welcher ein grosses irrdenes Geschirr steht, in das der Firniß durch die Leinewand träuft. Wenn keiner mehr durchgeht, wird das Tuch ausgerungen, und der auf diese Art ausgepreßte Saft, zum Gebrauch in den Arzneyen, und zu den Mastix-Fabriken verkauft. Zuletzt thut man den Firniß in hölzerne Gefässe, deren Deckel angenagelt und wohlverpicht sind, und in diesem Zustande verführt man ihn nach der Residenzstadt und in die Provinz Ngheam, wo man die Kunst versteht ihn zuzubereiten, und ihm die verlangte Farbe zu geben. Alles dieses fodert viel Erfahrung und Mühe, wenn die Arbeiten dauern, und ihren Glanz durch alle die verschiedenen Proben durch erhalten sollen, denen sie ausgesetzt sind. Der eigentliche ächte Firniß, so wie er eben beschrieben worden ist, wird nicht zu beträchtlichen Arbeiten gebraucht, weil man zu wenig davon sammelt: man vermischt ihn gemeiniglich mit dem Oele eines Baumes, Namens Tong-chu, der an Gestalt, Laub, Frucht und Farbe seiner Rinde, vollkommen unserm Nußbaum gleicht. Aus seinen Nüssen wird dieses Oel, das ziemlich dick ist, ausgedrückt, und mit Glätte gekocht, wo man ihm die Farbe giebt, die man haben will. Allein gebraucht, dient er zu einem Firniß, der lange dauret, und seinen Glanz erhält, wenn man Sorge trägt, ihn vor Staub zu bewahren, und von Zeit zu Zeit zu waschen.

Die Einsammlung des Firnisses, würde denen Personen die sich damit beschäftigen, höchst schädlich ja tödtlich seyn, wenn sie seine Ausdün-

stun-

stungen, beym Ausleeren der Muscheln, oder Ausschüttung der Gefässe, in sich zögen. Sie bedecken sich deswegen Kopf, Gesicht und Hals mit einem ledernen Sack, wo weiter keine Oefnung als für die Augen gelassen ist; der ganze Körper wird mit grossen Damhirsch-ledernen Schurzfellen versehen, und sie haben auch Handschuhe und Stiefeln von derselben Materie, an. Ausser diesen geben die Kaufleute noch ihren Arbeitern eine gewisse Quantität Oel, worin, aufs Pfund, eine Unze von den Fäden oder zaserigten Theilen gekocht hat, die vom Schweine-Schmeer übrig bleiben, wenn es zerlassen worden ist: mit diesem präparirten Oel reiben sie sich Gesicht und Hände vor der Einsammlung des Firnisses, und noch sorgfältiger nachher. Den Nachmittag waschen sie sich den ganzen Leib mit einem Wasser, worin Kastanien-Hülsen, Salpeter, Krystalle, die Rinde eines harzigen Baumes, der unserer Tanne gleicht, und die Blätter einer Art Königskerzen gekocht haben, die man auch ißt. Dieses Bad soll sehr erfrischend seyn, und man schöpft es in zinnernen, und nicht in kupfernen, Gefässen. Wer diese Vorsicht vernachläßigt, sezt sich heftigen Krankheiten aus, die in Zeit von 24 Stunden, seinen ganzen Körper schwellen machen und mit einem rothen Ausschlag überziehen, so, daß oft selbst die Mittel nicht anschlagen, deren wir erwähnt haben. Man pflegt alsdenn noch die Asche der Königskerzen auf die Theile zu schlagen, wo sich Wasser-Blätterchen zeigen, und den Kranken viel vom obigen Wasch-Wasser, als eine Ptisanne trinken zu lassen, die ihn stark purgirt. Die Sachen die lackirt werden sollen, werden

den von einem Holze, Pone genannt, verfertigt, das viel mit unsern Tannen gemein hat. Aber die hiesigen Arbeiter, die eben nicht die geschicktesten sind, zerbrechen oft beym Auftragen des Firnisses, die Ecken der Schubfächer und Kästchen, wie man an denen meisten, im Lande verfertigten Sachen, wahrnehmen kann, die zu uns nach Europa gebracht werden. Die Häuser in welchen das Lackiren vorgenommen wird, sind sehr ungesund zu bewohnen, und wer mit dieser Arbeit umgeht, ist mit Beulen und Geschwüren bedeckt, obgleich der Geruch des Lacks nicht zu stark noch unangenehm ist. Man arbeitet nur in der trocknen Jahreszeit, und wenn der Nordwind weht, daran, denn der lezte Anstrich (und es werden deren verschiedene erfodert) muß erst trocken seyn, ehe man einen andern darauf tragen kann. Die Politur geschieht mit der platten Hand. Ohne das Oel und die übrigen Ingredienzen, die zum Firnis kommen, würde man nicht verhindern können, daß er in der Luft schwärzlich wird. Diese Anlage zum schwarz werden, macht, daß die Arbeiten von einer dunklern Tinte, ihren Glanz länger als die andern behalten.

7. Der Zucker würde einen sehr beträchtlichen Zweig des Handels von Tunkin ausmachen, wenn die Einwohner ihn zuzubereiten, und sonderlich auf eine Art zu raffiniren verstünden, daß sie alle den Gewinn daraus ziehen könnten, den dieses Natur-Produkt ihnen anbietet. Das Zuckerrohr wächst bey ihnen von Natur, und da fetter und feuchter Boden hier gar nichts seltenes ist, so

könn-

könnten sie desto mehr Zucker bauen und Fremden verkaufen. Aber so begnügen sie sich das Rohr, wenn sie die Blätter und die erste Schaale davon abgemacht haben, durch eine, von einem Ochsen gedrehte Mühle, zu zerquetschen, den ausgedruckten Saft zweymal zu kochen, und eine Art dicken Sirups daraus zuzubereiten, den man Honigzucker nennt, und womit in dem Innern des Reichs ein grosser Handel getrieben wird, um Confituren damit einzumachen, und der Rauhigkeit und Schärfe der mehresten Eß-Wurzeln und Früchte, abzuhelfen. Das Verfahren mit Pflanzung des Zuckers ist übrigens hier eben so, wie überall. Die Tunkineser bekommen aus Sina den Zucker in Klumpen und auch raffinirt, sogar den Cassaunzucker, obgleich es ihnen was leichtes wäre, das alles auch zu machen, da sich auf den Töpfen, worin sie ihren Zucker-Syrup aufbewahren, eine Kruste formirt, die den Geschmack und die Festigkeit des kandirten Zuckers hat. Man baut das Zuckerrohr auch in den höhern Erdstrichen des Landes; weil es länger wächst, so wird es auch grösser, und wenigstens funfzehn Fuß hoch: man nennt es Elephanten-Rohr oder Strauch. Im Ganzen genommen aber, giebt es nicht so viel Saft, als das, welches, eine geringere Zeit, und in feuchter und fetter Erde, gestanden hat: sein Zucker ist gemeiniglich weit süsser. In ganz Tunkin bereitet man ihn auf einerley Art, nemlich, daß man bloß einen Syrup daraus zieht, der zweymal gekocht wird, um ihm die Dichtigkeit des Honigs zu geben, und ihn viele Jahre erhalten zu können, ohne daß er verdirbt.

8. Das

8. Das Bambus, oder indische Rohr, wird in Tunkin stark gebraucht, und macht im Lande einen sehr ansehnlichen Handelszweig aus, obgleich es allenthalben von Natur wächst. Dieses Rohr ist eine Art sehr harten Schilfs, dessen Wurzel verschiedene Stengel treiben, die einen, bis acht und mehr, Zoll halten, sonderlich wenn man sie alt werden läßt. Die Hauptstengel gehen zehn, funfzehn, zwanzig Fuß in die Höhe, und treiben Sprößlinge von verschiedener Grösse, aus deren Knoten, grüne, geriefte, wenigstens acht Zoll lange, und anderthalb Zoll breite, Blätter hervorwachsen. Die starken, langen und spitzigen Dornen, womit diese Sprößlinge bewafnet sind, machen eine Bambus-Hecke für Diebe und wilde Thiere, so undurchdringlich als eine Mauer. Obgleich dieses Holz, in seiner Reife ganz hohl inwendig ist, so ist es doch so hart und stark, daß es Mühe kostet es abzuhacken, und es sich entzündet, wenn man zwey Stücke schnell gegen einander reibt: die gewöhnliche Art der Indier, ihr Küchen-Feuer anzumachen. In Einem Jahr hat der Bambus seine Höhe erreicht; dann wächst er nur in die Dicke. Sind seine Schößlinge jung und zart, so findet man ein Wasser oder Saft darin, nach dem alle Indier lüstern sind, und ihn begierig aussaugen, es ist ein eben so gesunder als erfrischender Trank: auch das junge Mark ist sehr gut zu essen, und ein gewöhnliches Gericht in Tunkin, der Bambus verschaft den Tunkinesern eine Menge Bequemlichkeiten des Lebens. Sie decken und bauen ihre Häuser damit, und machen ihr Papier daraus. Ganz, dient er zu Pfei-

Pfeilern, und gespalten, zu Latten und Bohlen, für Fußböden und Decken. Ist das Holz alt, so trägt es, auch gespalten, die schwersten Lasten. Es ist das einzige Instrument, womit sich die Lastträger ihre Arbeit erleichtern, und das nie ihnen mangelt. Man verfertigt eine Menge Hausgeräthe daraus, man baut Boote davon, und wenn es dünn, wie Fäden, gespaltet wird, so wird es biegsam genug, um die niedlichsten Körbe und Schachteln von allerhand Grösse daraus flechten zu können. Man bedient sich auch des Bambus zu Flössen, die man mit dem stärksten und schwersten Holz beladet, und damit übers Meer, mit Seegeln, und wohin man will, fährt. Denn die Wälder in den Gebirgen von Tunkin würden ein Schatz für das Land seyn, wenn man sie zu nutzen wüßte; man trift daselbst Holz an von mancherley Schönheit, und dauerhaft genug, um zum Schiffsbau gebraucht werden zu können. Da es von selbst, ohne Zuthun der Menschen wächst, und diese Wälder ungeheuer sind, so haust man ohne Schonung hinein. Sie sind gewissermassen dem Volke Preiß gegeben, und in Cantons von vielen Meilen im Umkreisse eingetheilt, die für das Eigenthum desjenigen Dorfes gehalten werden, das sich darin angebaut hat. Will einer Holz nach der Residenz flössen, so wirkt er sich die Erlaubnis bey dem Vorsteher seines Dorfes, mittelst eines Geschenks aus, und haut dann nach seinem Gutdünken davon ab, ohne Mäßigung noch Methode dabey zu beobachten. Viele stecken sogar die dicksten Theile des Waldes in Brand, weil es ihnen zu mühsam war, sie auf eine andere

dere Art licht zu machen. So behandelt und verwüstet dieses Volk, die schönsten Wälder des östlichen Indiens, die für die Niederlassungen der Europäer in diesen Gegenden, von dem größten Nutzen seyn würden, wenn ihr Handel mit Tunkin auf bessern Fuß stände. —

Die mittäglichen Provinzen sind nicht gänzlich von Holze entblößt; auf dem neuen Boden, den der Fluß an seiner Mündung ansezt, wächst welches von besonderer Art. Die Bäume haben sehr dichtes Laub, und bringen Früchte oder Hülsen, die eine Art Gemüse enthalten, unter andern Bohnen von erstaunlicher Grösse, womit sich das Volk nehrt. Diese Bäume, deren einige ein sehr hartes Holz führen, erlangen Stärke und Dichtigkeit genug, um zu Bauholz gebraucht werden zu können, aber selten ist ihr Stamm gerade.

9. In Tunkin wird sehr viel Papier verbraucht, und es macht deswegen einen der Hauptgegenstände des Handels aus. Man bedient sich nicht allein seiner zu den Todten-Opfern, wo man es auf den Gräbern unter der Gestalt von Thieren, Häusern, Blumen, Früchten rc. verbrennt, sondern man puzt auch noch die Häuser, Wände und Decken damit, und dies alle Jahre von frischen. Die Gelehrten verbrauchen auch viel davon, weil das Papier nur auf einer Seite beschrieben werden kann, da es nicht geleimt ist. Es kommen zu seiner Verfertigung viele Stauden und Gewächse des Landes, sonderlich aber das Bambusrohr, und die jährliche Baumwollen-Pflanze. Man schneidet von den dicksten

Bam-

Bambusröhren, die Schößlinge von einem Jahre ab, die ohngefähr die Dicke eines Beines haben: man entblößt sie von ihrer ersten Haut oder Schale, spaltet sie in gerade Stücke, sieben oder acht Fuß lang, und bringt sie vierzehn Tage hindurch in einen schlammigten Teich; hernach werden sie mit klarem Wasser abgewaschen, in einem trocknen Graben mit Kalch belegt, und von neuem gewaschen. Diese Behandlung macht das Holz so geschmeidig, daß es sich in Faden theilen läßt, die in der Sonne gebleicht und gedürrt werden. Diese kocht man in grossen Kesseln zu einem flüssigen Teig, der in Tröge gethan wird, die den Kübeln in unsern Papiermühlen ziemlich gleich kommen. Die Formen bestehn aus Bambus-Fäden, die durch ein Stahl-Blech, so fein wie metallenes Drath gezogen sind. Sie sind von erstaunlicher Grösse, manche acht Fuß ins Gevierte. Zu obigem Teig kommen noch eine Menge klebrigter und fetter Materien, die von andern Pflanzen und Gewächsen genommen sind, und der Bambus-Materie mehr Halt geben. Das beste Papier für die Tunkineser, ist das, durch Alaun gezogene, das es weit fester und glänzender macht. Der Maulbeerbaum, die Ulme, der Strunk des Baumwollen-Baums, und überhaupt alle Bäume von zartem, weissen, und saftigem Holz, tragen nach dem Bambus, das ihrige zur Verfertigung des Papiers bey.

Was die Art zu schreiben anbetrift, so gleicht sie der europäischen in nichts. Die Tunkineser bedienen sich statt der Federn, kleine Pinsel

sel von seinem Katzen-Haar. Die Dinte ist eine Vermischung von Fett und Rauchschwärze, in Stückchen wie die sinesische, deren Güte und Glanz sie aber nicht hat. Man reibt diese Dinte auf einem Stein, nachdem man sie mit hinlänglichen Wasser angefeuchtet hat.

10. Die Tunkineser brauchen zu allen ihren Gerichten viel Salz; das Seewasser, an den Küsten ist, wegen der vielen Flüsse die hineinfallen, nicht salzig genug, als daß die blosse Sonnenhitze sein Salz ausziehen könnte. Also legen sich ganze Dörfer aufs Salzmachen, und treiben kein anderes Geschäfte. Man führt vom Strand grosse Lagen Sand zusammen, die man in der Sonne wohl dürrt, und hernach in Reihen von verschiedener Länge aufhäuft. Man leitet das Seewasser durch Rinnen in eine Art Behälter, dem der Sand auf der einen Seite zum Damm dient, damit das Wasser nach und nach durchsickere und filtrire, ehe es in die bestimmten Brunnen fällt. Dieses Wasser läßt man alsdenn in breiten Kesseln, nur einen halben Fuß tief, und von Bambus geflochten, kochen und verdunsten: eine dicke Lage von Kalch und zerbrochenen Seemuscheln umgiebt den Bambus, und schüzt ihn vor dem Feuer. Die Oefen richten sich nach der Anzahl und Grösse der Kessel: das Wasser verwandelt sich darin sehr schnell und leicht in Salz, und selbst ohne grossen Abgang. Die ganze ungeheure Volksmenge von Tunkin, die ander Salz als dieses braucht, wird in Ueberfluß und um den niedrigsten Preiß damit versehen, denn in

der Fabrik kostet das Pfund nicht über einen Pfennig, und, weiter verführt, kann man im ganzen Königreich ein Gemäß Salz für ein gleiches Gemäß Hülsen-Reiß haben. Privatpersonen sind die Eigenthümer dieser Salzwerke, und verkaufen das Salz für ihre Rechnung. Vor dreißig oder vierzig Jahren wollte sich der König des Salzhandels bemächtigen, und das Pfund auf einen Sol setzen, allein diese neue Auflage schien dem ganzen Volke so verhaßt, daß der Hof, aus Furcht vor einer allgemeinen Empörung, sein Vorhaben aufgeben, und es bey dem Alten lassen mußte. Das Salzmachen geschieht nur in der trockenen Jahreszeit, und während des Winters dieses Klima's, wo die Sonne noch Kraft genug hat, die Arbeiten dieser so grossen und wichtigen Manufaktur zu unterstützen.

Tunkin, das an sich selbst reich ist, und an die besten sinesischen Provinzen stößt, könnte für die Europäer die Niederlage und der Stapel des wichtigsten Handels werden; allein des Mistrauen der Regierung, duldet kaum ihren Aufenthalt in den Gränzplätzen und Seehäfen, nur die Sineser haben freyen Zutritt, und ohngeachtet der Hof dieser Nation wegen ihrer alten Ansprüche auf die Oberherrschaft von Tunkin am wenigsten trauen sollte, so thut ers doch nicht, theils weil sie dem Eroberungsgeist längst entsagt zu haben scheint, theils weil sie einerley Ursprung, Gebräuche und Gottesdienst mit den Tunkinesern hat. Hingegen schwebt allen unaufhörlich das Schrekenbild jener Meutereyen vor Augen, welche die

Por-

Portugesen unter dem Vorwand des Handels und der Religion, in diesen und jenen Ländern anzuzetteln wußten, und wie grausam sie mit verschiedenen Nationen umgiengen. Das gegenwärtige Betragen der Engländer in diesem Theile der Welt, ist eben auch nicht geschickt, Zutrauen zu den Europäern einzuflössen, von deren Macht, Unternehmungsgeist, und Ränken man sich in allen Ländern, wo man ihre Geissel noch nicht empfunden hat, die fürchterlichsten Vorstellungen macht.

12.

Regierungsform von Tunkin — Revolutionen — Theilung der Obergewalt.

Obgleich Tunkin vor Alters einen Theil des Sinesischen Reichs ausmachte, und man noch viele Spuren von Städten und Thürmen findet, welche die Kayser aufbauen liessen, so sind doch die Tunkineser immer, als eine, von den Sinesern gänzlich verschiedene, Völkerschaft angesehen worden, von denen sie selbst in den ältern Zeiten für Barbaren ausgeschrieen waren. In der That gleichen sie viel den östlichen Indien, theils nach der Bildung, und die Art sich zu nähren und zu kleiden, theils nach der Gewohnheit sich die Zähne schwarz zu färben, und barfuß zu gehen. Sie haben sogar in der Gestalt des grossen rechten Zähens, eine sehr starke Gleichheit mit den andern Indianern, als der von den übrigen Fußzähen weit absteht.

Was Tunkin zu der Zeit war, ehe es noch eine Provinz von Sina wurde; davon wird man nie etwas zuverläßiges erfahren können. Es ist wahrscheinlich daß die Eingebohrenen des Landes dazumahl noch nicht zu schreiben wußten, denn man findet kein einziges unterrichtendes Denkmahl davon. Was die neuen Historiker darüber aufgezeichnet haben, sind weiter nichts als Nacherzählungen abgeschmackter Volkssagen, die keinen Glauben verdienen. Unterdessen hat dieses Land, von vielen Jahrhunderten her, die sinesischen Schriftzüge, und einen Theil ihrer Gesetze und Gebräuche angenommen, die noch befolgt werden, welches wenigstens eine grosse Verbindung zwischen diesen beyden benachbarten Völkern voraussezt. Ob diese Verbindung freywillig, oder das Werk eine Eroberung war? dieses weis man nicht. Soll man den sinesischen Chroniken trauen, so erstreckten sich vor diesem die Gränzen dieses weitläuftigen Reichs, bis nach Siam, und dann machte Tunkin gewiß einen Theil davon aus. Seine Lage stellte es den ersten Anfällen der Sieger bloß, und es mußte um diese Zeit dem sinesischen Staat, doch nicht auf lange, einverleibet worden seyn: denn, kaum hatten sich die kayserlichen Heere entfernt, so kamen die Tatarn vom Gebirge herunter, und machten sich Meister von Tunkin. Ihr Oberhaupt hieß Ding, und warf sich zum Könige auf, aber seine Regierung fiel den Einwohnern so unerträglich, daß sie sich öffentlich gegen ihn auflehnten, er kam in dem Aufruhr um. Vermuthlich hatten die Sineser die Hand dabey im Spiel: es folgten bürgerliche Kriege, die zwischen

schen den verschiedenen im Reiche entstandenen Partheyen geführt wurden, und die Nation endlich zu dem Entschluß brachten, sich ein Oberhaupt zu wählen, das sie unterstüzte, und in ihren vorigen Wohlstand wieder einsezte. Sie übertrugen einem Herrn, Namens Ledayhang, die oberste Gewalt, mit dem Titel eines Königs. Unter seiner Regierung drangen die Sineser mit Gewalt in Tunkin, und er fiel mit den Waffen in der Hand, indem er sich ihrem Einbruche widersezte. Sein würdiger Nachfolger schlug die Sineser in sechs oder sieben offenen Feldschlachten, und stellte Ruhe und Ueberfluß in seinen Staaten her. Er war es, der in der Folge seiner glücklichen und friedlichen Regierung, den grossen und prächtigen Pallast bauen ließ, wovon man nichts mehr als die Trümmer sieht.

Sein Geschlecht herrschte eben so friedlich fünf bis sechs Generationen hindurch, und erlosch in der Tochter des lezten Prinzen von Geblüt, und der Erbin des Reichs. Sie heyrathete einen mächtigen Herrn von der Familie Tran, der durch einen andern von der Familie Ho, überwunden wurde. Der Sieger tödtete die Prinzeßin und ihren Gemahl, und bestieg den Thron. Seine Unterthanen riefen gegen seine Tyranney die Sineser zu Hülfe, die den Kronenräuber in einer Schlacht tödteten. Dieser Sieg fruchtete den Tunkinesern weiter nichts, als daß er sie um ihre Freiheit brachte. Die Sineser unterjochten sie von neuem. Das Land wurde nun nicht mehr durch einen Fürsten aus seinen Mitteln, sondern

durch Vicekönige beherrscht, die der Kayser von Sina dahin sendete, und die dort die Gesetze, Gebräuche und Wissenschaften der Sineser, einführten. Diese Neuerungen beschäftigten das Volk, bildeten seine Sitten, unterwarfen es einer gleichförmigen Lebensart, und wurden von einer langanhaltenden Ruhe gefolgt, die der Nation Zeit ließ, eine Consistenz zu bekommen, die sie noch hat, indem sich das Volk von Tunkin eine Ehre daraus macht, die Gesetze und Gebräuche von Sina in allen Stücken zu beobachten. Aber das Andenken der alten Freyheit und die Sehnsucht nach ihrer Wiedererlangung, blieb.

Einige Vicekönige misbrauchten ihre Gewalt, und behandelten das Volk so übel, daß die Nation das Joch abwarf, und die Waffen unter der Anführung eines eben so klugen als wackern Feldherrns, Namens Li ergrif. Die Sineser wurden in Stücken gehauen, und der Vicekönig selbst blieb im Gefechte. Das Glück begünstigte die Tunkineser, und sie trieben ihre Feinde nicht allein über die Gränze, sondern sie bemächtigten sich sogar noch eines grossen Theils der Provinz Canton. Da aber ihr Feldherr merkte, daß dieses Glück die Tunkineser in der Länge selbst aufrieb, so that er Friedensvorschläge, und der sinesische Kayser sah sich durch die innerlichen Unruhen in seinem Reiche, gezwungen sie anzunehmen. Und so zog der General seine Truppen unter Bedingungen zurück, die seit fünf bis sechs hundert Jahren treulich beobachtet worden sind. Die Tunkineser müssen zufolge dieser

Bedingungen, alle drey Jahre eine ausserordentliche Gesandschaft nach Sina schicken, um Geschenke, in Form eines Tributs, zu überbringen. Diese Geschenke bestanden sonst, wie es der Friedensvortrag ausdrücklich besagte, in einer gewissen Anzahl goldner Statuen, welche Verbrecher vorstellten, die um Gnade baten; weil die Tunkineser den sinesischen Vicekönig umgebracht hatten. Dieser Gebrauch existirt aber nicht mehr; statt der Statuen übergiebt der Gesandte nur so und so viel Pfund Goldes. Die Tunkinesischen Könige erhalten auch vom Kayser von Sina ihr Siegel, als ein Zeichen der Abhängigkeit, und der Bestätigung ihrer Thronbesteigung. Aber diese Gewohnheit hindert nicht, daß nicht die Könige unumschränkte Herren in ihren Staaten seyn sollten. Ihre Gesandte werden in Sina mit eben so viel Pomp als Pracht aufgenommen, nicht sowohl aus Achtung oder Liebe für den König ihren Herrn, als um einen recht hohen Begrif von der Macht des Kayserthums zu geben, indem es die Grösse seiner Vasallen erhebt. Wenn der sinesische Kayser einen Gesandten nach Tunkin schickt, so behauptet dieser den Stolz seiner Nation durch den Prunk und die Menge seines Gefolgs, und durch das Ansehn, das er sich selbst gegen den König giebt, indem er mit ihm und seinen Ministern nirgends anders als in dem Hause, wo er zu Ka-cho empfangen worden, in Unterhandlungen tritt, und ihn nie besucht. Um diesen Preiß hat sich der Friede zwischen den beyden Staaten, seit der Vertreibung der Sineser aus Tunkin erhalten.

Li war die Triebfeder der ganzen Revolution gewesen; die Dankbarkeit der Tunkineser sezte ihn auf den Thron, den seine Nachkommenschaft, über zwey Jahrhunderte hindurch ununterbrochen behauptete. Ein Abentheurer, Namens Mack, ein ehrsüchtiger und verschlagener Kerl, aus dem Dorfe Batscha, der in seiner Jugend das Fischer-Handwerk getrieben, und sich Stufenweise bis zur Würde eines Groß-Mandarins geschwungen hatte, strebte nach dem Throne, dem einzigen Ziele das seinen Wünschen noch übrig blieb, und bemächtigte sich auch seiner mehr durch List als Gewalt. Die Prinzen von der Dynastie der Li, die Weichligkeit und Unthätigkeit eingeschlummert hatte, merkten nicht ehe auf sein kühnes Unternehmen, bis es unmöglich war, ihm Einhalt zu thun. Kaum sah sich Mack in Besitz des Zepters, als er eilends Batscha und andere Plätze befestigen ließ, um den mächtigen Feinden widerstehn zu können, die sich gegen ihn rüsteten, und die um so furchtbarer waren, da die ganze Nation ihn mit Widerwillen auf dem Thron ihrer alten Herrscher erblickte. Der fürnehmste von diesen Feinden war Hoaving, Statthalter oder Groß-Mandarin der Provinz Tenchoa: Er hatte seine Tochter an einen Abentheuer, Tring, von ausserordentlicher Stärke und Tapferkeit verheyrathet, der Anführer einer Räuberbande gewesen war, ein Stand der im östlichen Indien nichts entehrendes hat, indem man ihn nie mit dem Tode bestraft, und, im Gegentheil, er oft den Weg zu einem glänzenden Glücke bahnt. Hoaving über-

überließ das Kommando seiner Truppen seinem Eydam, und ernannte ihn noch dazu, vor seinem Tode, zum Vormund seines einzigen, 14 jährigen Sohnes. Tring bekriegte den Mack, und schlug ihn. Nach dieser Niederlage zog sich Mack ins Land Kaobang, an der Gränze von Sina, wo er eine Art von unabhängiger Herrschaft errichtete, die auf seine Nachkommen kam. Diese blieben beynahe zweyhundert Jahre in ihrem Besitz, und erlegten an Tunkin einen jährlichen Tribut. Aber vor ohngefähr 150 Jahren wurde der lezte Fürst dieses Geschlechts, von dem Tunkinesischen Könige seiner Staaten beraubt, und hinterließ keinen Nachfolger seiner Rechte. Tring verblendete unterdessen sein Glück nicht so sehr, daß er sich die königliche Gewalt hätte anmassen sollen. Nachdem die Festungswerke seines Feindes geschleift, und er Herr von der Hauptstadt geworden war, so ließ er bekannt machen, daß der Erbe des Hauses Ho-lie sich zeigen könne, indem er bloß die Waffen ergriffen habe, um ihn wieder auf den Thron zu setzen. Auf diese Versicherung brachte man einen jungen Fürsten von dieser Familie zu ihm, der verkleidet, in den Wäldern umherirrte. Tring erkannte ihn wirklich für seinen König, aber er behielt sich und seinen Nachfolgern, die Würde eines Generals der ganzen Macht des Königreichs, unter dem Namen Chova, vor.

Der junge Hoaving, der über dies ganze Verfahren, das er seinen Ansprüchen gar zu nachtheilig fand, höchst unzufrieden war, weigerte sich dem

dem neuen König zu gehorchen, und Tring für den Kronfeldherrn zu erkennen. Der bürgerliche Krieg brach von neuem los, und niemand litte mehr, als die Provinz Tenchoa wo Hoaving den Mittelpunkt seiner Operationen hin verlegt hatte. Da er aber zu schwach war um lange dem Tring Widerstand leisten zu können, so zog er sich nach Cochinchina zurück, das damals zu Tunkin gehörte, und ließ sich von seinen Truppen zum General des Reichs, unter eben den Rechten, wie sein Schwager Tring, ausrufen, mit dem er, so lange er lebte, zu kriegen fortfuhr, die Abkömmlinge des Tring und Hoaving erbten den Haß, und die Titel und Ansprüche der beyden Schwäger, und so gab es, fast zweyhundert und funfzig Jahre lang zwey Feldherrn des Reichs, wovon der eine zu Ka-cho der andre in Cochinchina residirte. Beyde erkannten die Oberherrschaft des Königs von Tunkin, und behandelten sich nichts destoweniger als Todfeinde, bis der in Cochinchina, sich stark genug fühlte, nichts mehr von dem in Tunkin befürchten zu dürfen, der noch dazu um diese Zeit in einen andern Krieg verwickelt war, er nahm den Titel eines Königs an, und erklärte sich für unabhängig von Tunkin. Bey diesem Abfall hat sich das neue Königreich Cochinchina sehr weit ausgedehnt; viele kleine Staaten sind ihm zinsbar geworden, und es befindet sich in einem Stande, wo es weder vom Könige von Tunkin, noch dem Groß-Feldherrn seinen Todfeinden, das geringste befürchten darf. Auch mit Sina hat dieses

Kö-

Königreich nichts zu schaffen, und es nimmt keinen Theil an der Gesandschaft, die alle drey Jahre von Tunkin aus dahin geschickt wird.

Der westliche Theil von Tunkin, soll um diese Zeit, der Zerrüttung, und aller Vorsicht und Bemühungen der beyden Generale ohngeachtet, von einem besondern Fürsten beherrscht worden seyn, dessen Gebiet sich fast bis an die Thore der Königs-Stadt erstreckte. Sein Land war sehr bevölkert, da aber der lezte Fürst seine eigene Schwester heyrathete, so wurde er wegen dieses Lasters beym Könige von Tunkin angeklagt, der lange schon auf eine Gelegenheit lauerte, und ihm sogleich den Krieg erklärte. Da Gewalt nichts ausrichten wollte, so lockte er ihn unter Friedens-Versprechungen, an einen dritten Ort, wo er ihn ermorden ließ. Seine Staaten, die durch den langen, erst vor funfzig oder sechszig Jahren geendigten Krieg, erschöpft waren, wurden wieder mit Tunkin vereiniget. Unterdessen hat dieser Fürsten-Stamm, der ebenfalls von der Familie Holi war, noch immer einen heimlichen Anhang im Lande, der verborgene Versammlungen hält, Waffen in den Wäldern sammelt, und wahrscheinlich mit der Zeit in Flammen auflodern wird, die vielleicht die ganze jetzige Verfassung umschmilzt. Es fehlt nichts weiter als daß irgend ein kühner Waghals von Räuber, oder die Verschmitzheit eines Fischers, sich an die Spitze stelle, und den Strom lenke. Denn Leute dieser Art sind es, die in den Morgenländern bey solchen Gelegenheiten immer die wichtigsten Rollen spielen,

len, und auf die, wenn sie glücklich sind, das glänzendste Schicksal, und liegen sie unter, das Loos der elendesten Missethäter wartet. Mack war unternehmender, Tring klüger: jener usurpirte den Thron, und lud den Haß des Volks auf sich; Tring stellte sich als ob er den Gesetzen und der Familie des Königs-Stamms treu bliebe, und dingte sich bloß das Amt eines Reichs-Feldherrns aus, das die Nation, als die billige Belohnung seiner kriegerischen Verdienste, gern ihm gönnte. Er gewann die Gunst von Hohen und Niedern, und führte glücklich eine Regierungsform ein, die sich nun schon dreyhundert Jahre erhalten hat.

In Tunkin ist nur Ein König, unter dem Namen Dova; er führt den Titel und die Unterscheidungs-Zeichen seines Standes; in seinem Namen werden alle Gesetze bekannt gemacht, und, dem Schein nach, befiehlt er allein, aber im Grunde hat er keinen Theil an der Regierung. Diese Gewohnheit ist die Folge von Tring's, des ersten Feldherrns des Reichs, unverrücktem Betragen gegen den König, den er wieder auf den Thron gesetzt hatte. Er gab sich nur für den ersten Unterthan, und vertrauten Minister des Monarchen aus, aber unter diesem Schleyer der Ergebenheit und Ehrfurcht, wußte er mit seiner Würde, alle die Vorrechte der obersten Gewalt, und zwar durch den König selbst, zu verknüpfen, der sie sogar seiner Familie, als erblich, bestätigte. Dieses Schattenbild der königlichen Hoheit, lebt in seinem Pallaste eingeschlossen, und hat bloß ein kleines Corps Truppen zu seinem Befehl,

fehl, die mehr so viel Spione seiner Handlungen sind. Des Jahres darf er nur zwey oder dreymal ausgehn, um einige Ceremonien zu beobachten, die weniger den Staat als die Religion betreffen, und sich noch von einigen sinesischen Gebräuchen herschreiben: z. B. Weyhung der Felder, die der Prinz öffentlich, mit grosser Feyerlichkeit und nach allgemeinen Fast- uud Bettagen verrichtet, und wobey er, wie der sinesische Kayser, selbst ackert, um den Feldbau zu ehren. Diese Ceremonie heißt, Canja, oder das Opfer des Himmels. Diese Ueberbleibsel der alten Macht der Dova's, sind dem Feldherrn des Reichs, immer ein Dorn im Auge gewesen, und er hat verschiedenemal versucht den Canja selbst zu verrichten, allein die Mandarine die ihn begleiteten, und sogar die Truppen, die doch unter niemanden als ihm stehen, weigerten sich schlechterdings, die Ceremonien-Kleider anzulegen, die man bey diesen Gelegenheiten trägt, und er hatte die Kränkung, da er alle Stände gegen sich aufgebracht sah, dieses Geschäfte zur grossen Zufriedenheit des Volks, dem Dova wieder wie vorher zu überlassen.

Der Theckyda ist eine andre Feyerlichkeit, und geschieht jährlich vom Könige an der Spitze des Heers, um die Staaten von Tunkin von allen bösen Geistern zu reinigen. Der Reichs-Feldherr hat sich unmerklich die Begehung dieses Festes, mit mehrerm Glück, und mit wenigerm Widerspruch von Seiten der Nation zugeeignet, weil es diese weniger intereßirt, und es in der That auch nur eine Art von kriegerischer Expe-

dition gegen die Teufel ist. Die Reichs-Feldherrn befürchteten, der König möchte sich einen heimlichen Anhang unter den Truppen machen, und sich eines Tages dieses Festes bedienen, um den Kronfeldherrn zu stürzen, und wieder allein Herr zu werden. Die Bestallungen werden ebenfalls unter dem königlichen Siegel ausgefertigt, sonst würde man sein Amt nicht gültig besitzen. Der sinesische Kayser giebt dem Dova allein den Titel, König, und erkennt die Autorität des Reichs-Feldherrns nicht. Den ersten und funfzehnten jedes Monats erhält der Dova einen Besuch von einigen Mandarinen und einem Prinzen von Geblüte, die der Groß-Feldherr zu ihm schickt, um ihm den Hof zu machen: sie erscheinen in blauen Röcken und in baumwollenen Mützen vor ihm, die im Lande selbst verfertigt sind.

Diese Ceremonien ausgenommen lebt der König oder, der Kayser von Tunkin (denn so nennen ihn die Europäer, zum Unterschied des Chova, dem sie den Titel König beylegen) in der größten Einsamkeit, und fern von den Augen seines Volks. Man lullt ihn in Weichlichkeit und Wollust ein, und tischt ihm das Leckerste auf, was im Königreiche zu finden ist. Sein Harem ist zahlreich, und mit jenen Frauenzimmern bevölkert, denen man in diesem Lande den Vorzug vor allen übrigen giebt. Man sieht dabey weniger auf Schönheit, als auf Talente und Anlage zu Tanz, Musik, und anderen Ergözlichkeiten. Man nimmt sie deswegen oft aus den Komödiantinnen, und selbst der Chova befolgt die-

diesen Gebrauch. Der Dova hat eine abgesonderte Wohnung in dem Bezirk des Pallastes des Chova, der einen Theil der Residenz einnimmt. Wenn er ausgeht darf ihn sein Volk nicht einmal ansehen. Allen Bewohnern der Stadt und des Landes, wird bey Zeiten befohlen, sich von dem Wege, den der Fürst nehmen wird, weit entfernt zu halten: die Weiber müssen in dem innern ihrer Häuser eingeschlossen bleiben; und wer sich blicken läßt, verliert auf der Stelle das Leben, wenn er auch selbst das Verbot nicht gewußt hätte. Der König ist also jedermann unsichtbar, nur den Soldaten und Officieren nicht, die ihn begleiten.

Wegen der Thronfolge ist nichts gewisses festgesezt; selbst der Dova weiß nicht, welches von seinen Kindern sein Nachfolger seyn wird, wenn er auch gleich etwas darüber verordnet, denn alles kommt dabey auf den Chova an, und der wählt immer den, auf den er sich am besten verlassen kann. Der älteste Prinz hat in Tunkin wie in Sina kein Nährecht auf den Thron. Man sucht den würdigsten in der Familie dazu aus, und das oberste Tribunal muß es bestätigen, sonst gilts nicht. So eingeschränkt auch die Macht des Königs von Tunkin ist, so wird doch seine Erziehung nie verabsäumt. Er ist von allen Gesetzen und Gebräuchen des Landes auf's genaueste unterrichtet, und seine Jugend bringt er unter Lehrern zu, die alle Uebungen der Religion und alle Wissenschaften mit ihm durchgehn. Ist aber diese Zeit des Studierens vorbey, so über-

überläßt er sich der Schwelgerey, und allen Arten von Vergnügungen. Man belustigt ihn mit Musik, Schauspiel, Tanz, und führt ihm bey guter Zeit Frauenzimmer zu, um ihn desto leichter in Zerstreuung zu erhalten. Seine Tafel wird Tag und Nacht, zu sieben verschiedenenmalen bedeckt, und die Etikette will, daß sie mit 120 verschiedenen Schüsseln besezt sey.

Die Würde eines Feldherrns des Reichs ist in der Familie Tring erblich; der Feldherr der vor dreißig Jahren regierete, war der siebente Abkömmling des Tring. Diese Regierungsform, welche die Tunkineser den Japanesern nachgeahmt zu haben scheinen, ist so fest gegründet, und so sehr nach dem Geschmack der Nation, daß der Chova oder Feldherr, im alleinigen Besitz aller Vorrechte der Krone und der königlichen Gewalt ist. Er ist's der Krieg und Frieden macht, Gesetze giebt oder abschaft, Verbrecher bestraft oder begnadigt, Civil- und Militair-Bediente ernennt und absezt, neue Auflagen ausschreibt, und die Kroneinkünfte hebt, und nach seinem Gefallen darüber schaltet. Die Erbfolge im Feldherrn-Stand ist gewissermassen fester bestimmt, als bey der Familie des Königs; der älteste Sohn des Chova erhält fast allemal die Stelle seines Vaters. Unterdessen geht es doch oft nicht ohne innerliche Zwistigkeiten und bürgerliche Kriege zwischen den Brüdern ab, die der Nation sehr zur Last fallen, und zu dem Sprüchworte Anlaß gegeben haben; „daß der Tod von tausend Dova's, für Tunkin nicht so gefährlich

ist,

ist, als der Tod eines einzigen Chova!„ Die Brüder und Verwandte des regierenden Chova hängen von ihm ab; er hält sie gemeiniglich sehr strenge, und läßt ihnen oft, wegen des kleinsten Verdachts, das Leben nehmen. Im Anfange wurden sie zu den öffentlichen Geschäften zugelassen, und mit den ansehnlichsten, Ehrenstellen bekleidet, allein seit dem Ende des lezten Jahrhunderts, und der Regierung eines Chova, der in allen Ränken der morgenländischen Staatskunst ausgelernt, und um so argwöhnischer und besorgter war, weil er nicht der besten Gesundheit genoß, behielt der Grundsatz den Vorzug, daß man von der Verwaltung der Geschäfte alle die entfernen müsse, die ihre Geburt zu Ansprüchen auf die Ober-Gewalt berechtigte. Nur der vermuthliche Nachfolger des Feldherrns, der Chura oder junge Feldherr, genannt, nimmt Theil an der Regierung, und ist oft seinem Vater darin beygesezt. Er hat eine eigene Hofhaltung, die von seines Vaters seiner abgesondert ist, aber eben die Mandarine und Bediente wie jene, und unter gleichen Titeln hat. Sie geben den Bedienten des regierenden Chova allenthalben den Vortritt, aber nach seinem Tode nehmen des Chura seine ihre Stellen ein, bis auf einige alte Minister, die wegen ihrer Erfahrung und Klugheit, gemeiniglich in ihren Posten bestätigt werden.

Das gegenwärtige Geschlecht des Chova ist Anfällen von Wahnwitz ausgesetzt, die es von Zeit zu Zeit des Gebrauchs der Verstandes- und

Geistes-Kräfte berauben, und in dieser Familie, seit ihrer Gelangung zum Generalat im Jahre 1682, erblich zu seyn scheint. Der Vater selbst war dieser Krankheit unterworfen, und brachte in einem solchen unglücklichen Augenblick, den Prinzen Chekening, seinen zweyten Bruder, um, den seine Tapferkeit, Gerechtigkeit und Güte, zum Abgott der Nation macht, und dem sie, seit seinem glorreichen Feldzuge von Cochinchina, den Beinamen, Blizstrahl von Tunkin, gegeben hatte. Aber eben diese Liebe des Volks erregte die Eifersucht des Chova; er berief ihn zu sich. Der junge Held, der sein Schicksal voraussah, und ihm an der Spitze seines siegreichen Heeres hatte Troz bieten können, gab ein merkwürdiges Beyspiel des Gehorsams, den ein Unterthan seinem Herrn schuldig ist; er lieferte sich selbst in die Hände des Tyrannen, und wurde ins Gefängnis geworfen, wo ihn der Chova bald darauf durch Gift hinrichten ließ. Vor seinem Tode, wendete er sich mit allen in Tunkin üblichen Beweisen von Ergebenheit und Ehrfurcht, gegen den Pallast, leerete darauf den Giftbecher, und starb mit allen Zeichen der vollkommensten Ruhe der Seele.

Die Hofhaltung des Chova ist prächtig und glänzend; und alles geht daselbst in der schönsten Ordnung zu. Eine zahlreiche Wache füllt die Höfe des Pallastes, und eine Menge in den Zimmern zerstreute Verschnittene, nehmen die Bittschriften der Mandarine in Empfang, und machen ihnen die Befehle des Fürsten kund; die Bittschriften der Vornehmsten müssen auf den Knien überreicht werden.

Der

Der Anblick des Hofes dieses Prinzens, ist das auffallendste Gemälde des morgenländischen Despotismus: man sieht hier die mächtigsten Herrn des Reichs versammelt, und mit nichts anders beschäftiget, als durch ihre Demuth und tiefe Ehrfurcht die Blicke des Herrn auf sich zu ziehn. Diese Versammlungen haben ein gewisses majestätisches Wesen, das, ohne das knechtische Gesetz, welches die Grossen zwinget, mit blossen Füssen bey der Audienz zu erscheinen, selbst auf Europäer Wirkung machen würde; allein die blossen Füsse sind eine Hofetikette, und haben nichts erniedrigendes für die, die sich darnach richten müssen. Der Chova begegnet ihnen mit Güte, und man kann sagen, daß er, in Vergleichung mit andern Höfen des Orients, ein milder Regent ist; die härtesten Strafen sind Geldbussen, oder Verweisung ins Elend; und nur Verrätherey wird mit dem Tode gerügt.

Man versammelt sich beym Chova gegen die erste Tages-Stunde, oder, nach unsrer Rechnung, gegen sechs Uhr des Morgens, und um acht Uhr ist die Audienz geendigt. Es bleibt niemand bey dem Chova als der Hauptmann seiner Wache, und seine Haus-Bediente, wovon die meisten, sonderlich die, welche den Zutritt in den Harem haben, Verschnittene sind. Die Anzahl dieser Verschnittenen ist ungeheuer; einige sind sehr jung, und alle so stolz und herrschsüchtig, daß sie von der ganzen Nation verabscheut werden. Unterdessen haben sie grossen Einfluß auf die Verwaltung der öffentlichen und häuslichen

Ge-

Geschäfte des Chova, und wenn sie sieben oder acht Jahre im Innern des Pallastes gedient haben, so erhalten sie gemeiniglich Staats-bedienungen, und bringen stufenweise zu den ersten Würden des Königreichs empor, unterdessen das Verdienst der geschicktesten Gelehrten, im Staube der Vergessenheit begraben bleibt. Doch es ist mehr das Interesse des Chova, als Talent oder Gunst, was es diese Verschnittene so hoch bringen läßt. Wenn sie sterben, so erbt er die Reichthümer, die sie durch tausend Ungerechtigkeiten und Niederträchtigkeiten zusammengescharrt haben, und giebt ihren Verwandten nur davon was ihm beliebt. Diese Verschnittene halten sich, troz ihres Zustandes, zahlreiche Harem's, und sogar Personen von Range und gewissem Alter, die schon Väter vieler Kinder sind, tragen kein Bedenken, sich einer solchen Verstümmlung Preis zu geben, weil es der sichere Weg ist der Person des Fürsten näher zu kommen, sein Vertrauen zu gewinnen, und sich so zu den fürnehmsten Posten des Staats erheben zu können: nur wenige sterben an den Folgen dieser schmerzhaften Operation. So verächtlich und niedrig diese Klasse von Leuten ist, so haben sich doch von Zeit zu Zeit welche im Ministerio und bey den Armeen, auf eine glänzende Art ausgezeichnet. Man hat angemerkt, daß solche Verschnittene ihre Mannheit in der Kindheit und durch Zufall verlohren hatten, welches von den Tunkinesern immer als eine untrügliche Ahndung von künftigem Glücke und Grösse angesehen wird. Dergleichen Zufälle ereignen sich in diesem Lande sehr leicht durch die Bisse der Hunde, und sonder-

lich

lich der Schweine, da die Kinder bis ins siebende Jahr und darüber nackend gehn.

Ong=ja=tu=lea, Statthalter der Provinz Hienquang Admiral, und Minister der auswärtigen Affairen, der im letzten Jahrhunderte lebte, gehörte unter diese Art Verschnittener. Er war ein unbestechlicher Richter, tapferer Heerführer, und der Liebling des Volks, das nicht ermüdete, seinen Verstand und seine fürtrefliche Eigenschaften zu preisen. Der Chova der damals regierete brauchte einen Mann, der ihm, bey seiner schwächlichen Gesundheit, die Last des Regiments tragen hülfe, und glaubte im Traum die Person gesehn zu haben, die er zu diesen Posten wählen müßte, und die ihm am Morgen zuerst begegnen würde. Das Ohngefähr wollte, daß Ong=ja=tu=lea, der erste war, der vor dem Chova beym Erwachen erschien, und auch zugleich eine vollkommene Aehnlichkeit mit seinem Traumgesichte hatte; der Fürst ließ sich sogleich mit ihm in ein so vertrauliches, und verdachtfreyes Betragen ein, als wenn er ihn schon lange gekannt hätte, und fand, nach einer langen Unterredung, so viel Fähigkeiten und grosse Einsichten an ihm, daß er keinen Augenblick anstand, ihm eine Gewalt anzuvertrauen, die der seinigen fast gleich war. Lange erhielt sich der Verschnittene, unter dem Beyfall der ganzen Nation, bey diesem Glücke: aber in der Folge, es sey nun daß sein gar zu grosses und unumschränktes Ansehn den Liebling schwindlich machte, oder die Eifersucht des Chova daran Schuld war, die schon einem seiner Brüder das

Leben gekostet hatte; genug, Ong=ja=tu=lea, der in Tunkin noch wegen seines grossen Glücks und grausamen Todes berühmt ist, nahm ein sehr trauriges Ende. Man klagte ihn, wahr oder falsch, der Verschwörung wider den Staat an, und der Minister wurde verurtheilt, von vier Pferden zerrissen, sein Körper in Stücken zerhackt, verbrannt, und die Asche in den Fluß gestreut zu werden; ein Urtheil das auch pünktlich vollzogen wurde.

Mit dem Antritt eines jeden neuen Jahres, legen die Mandarine und Kriegs=Bediente den Eyd der Treue von neuem an den Chova ab. Sie ihrer Seits empfangen ihn wieder von ihren Weibern, Kindern, und allen den Personen, die unter ihnen stehen. Ein alter sinesischer Gebrauch, der das Regiment des Hausvaters und seine Autorität, als das Model und den Grund jedes andern Regiments angiebt.

Der Chova residirt beständig zu Ka=cho, in einem weitläuftigen Pallaste, der von Mauern umgeben ist, und im Mittel der Stadt liegt. Rings herum sind eine Menge kleiner Häuser zu Casernen für die Soldaten gebaut. Die innern Gebäude haben zwey Stockwerke mit vielen Oeffnungen, und Portalen, um der Luft freyen Durchgang zu lassen. Die Thore sind hoch und majestätisch. Die Gemächer des Fürsten und seiner Weiber sind nach der Landes=Art auf das prächtigste, mit Vergoldungen, Schnizwerk und dem schönsten Lack, ausgeziert, und mit alle den Reich=

thü=

thümern und Seltenheiten aufgepuzt, die ihre unumschränkte Besitzer, seit so vielen Jahren hier zusammengehäuft haben.

Im ersten Hofe sind die Ställe für die schönsten Pferde und größten Elephanten: hinter dem Pallast liegen die Gärten, die in Gänge und Boskets eingetheilt sind, grosse Wasser und Seen, und alles haben, was zum Vergnügen eines Herrn dienen kann, der seinen Aufenthalt selten verläßt. Der Harem ist mit Frauenzimmern von allen Ständen angefüllt, die von selbst sich anbieten darin zu wohnen, oder die man wegen ihrer Schönheit und andere Talente dazu aussucht: sonderlich findet man da eine grosse Anzahl Schauspielerinnen. Der Chova der zu Anfange dieses Jahrhunderts regierete, war der Sohn einer Frau von diesem Stande. Dieser Weiber oder Beyschläferinnen giebt es mehr denn vierhundert, aber der Chova bereichert und liebt nur eine kleine Anzahl von ihnen. Die den ersten Sohn gebährt, erhält vorzügliche Ehrenbezeugungen, die übrigen Beyschläferinnen, die Kinder von ihm haben, nehmen den Namen, Dueba, oder, fürtrefliche Frau, an.

Alle Söhne, ausgenommen der älteste, der Chura heißt, werden Ducong, oder fürtreflicher Mann, und die Töchter, Batua, oder, Prinzeßinnen, betitelt, die übrigen Damen, die das Bette des Fürstens nicht besteigen, und die er nur zum Staat unterhält, haben bey seinen Lebzeiten nur einen mäßigen Gehalt, und sobald er todt ist,

jagt man sie aus dem Pallaste, und sie dürfen blos Männer von der niedrigsten Klasse heyrathen. Wenn der Feldherr sich feyerlich vermählt, wie es die Gesetze des Landes verlangen, welches aber gemeiniglich nur am Ende seines Lebens, und wenn er keine Kinder mehr zu hoffen hat, zu geschehn pflegt, so ist seine Gemahlin von königlicher Herkunft, genießt alle Ehre die ihr nach ihrem Range gebührt, und wird Mutter des Königreichs genannt. Gewissermassen kauft sie der Prinz durch den Tribut den er an die Provinz Than-hoa oder Ten-choa, bezahlt, wo sie gewöhnlich her ist. So lange ihr Vater lebt, fehlt es den Kindern des Chova an nichts, aber nach seinem Tode weißt der Nachfolger seinen Geschwistern nur so viele Einkünfte an, als ihm gutdünkt, und diese verringern sich immer mehr und mehr, so daß im fünften oder sechsten Grad sogar keine Pension mehr erhalten. Da diese Prinzen alle heyrathen, und Kinder haben, so müssen sie in der Länge in grosse Armuth gerathen: die meisten leben von Raub, und sinken zulezt stufenweise zu einem Stand herab, der um so verächtlicher ist, da sie kein öffentliches Amt, oder Bedienung bekleiden dürfen. Man hat welche auf den Märkten die Dienste der Lastträger verrichten sehn, und damit sie sich doch durch etwas auszeichnen möchten, so bedienten sie sich blos solcher Neffe, die mit einer Farbe angestrichen waren, welche ihre Abkunft verrieth. Zwar, der regierende Chova trägt Sorge, daß seine Brüder keine zu zahlreiche Nachkommenschaft hinterlassen, und wenn er den mindesten Verdacht gegen sie bekommt, so weiß er schon

Mit-

Mittel sich ihrer zu entledigen; sie leben in einer Art von Knechtschaft, und viele haben, bey den herrlichsten Anlagen, ihre Tage nur dadurch gefristet, daß sie sich närrisch stellten; denn in diesem Falle sperrt man sie in eine Art Gefängnis, wo sie blos die Bequemlichkeiten des Lebens geniessen. Man hat für diesen Zustand des Wahnwitzes eine Art von Ehrfurcht, weil er die Rechtmäßigkeit der Abkunft vom königlichen Hause zu beweisen scheint, wo Narrheit eine Erb-Krankheit ist.

Der Dova, wie ich schon oben angemerkt habe, ist in seinem Pallaste eingeschlossen, der in den Ringmauern des Pallastes des Chova liegt, und wo er sich in Ueppigkeit und Weichlichkeit einschläfert. Vor ohngefähr 35 Jahren, stand die Familie des Dova auf dem Punkt, ihr altes Ansehn wieder zu erlangen, der Chova, der damals regierete, überließ sich völlig der Leitung eines Verschnittenen, der alles in seinem Namen that: dieser tödtete den unglücklichen Fürsten, um sich selbst auf den Thron zu setzen: es war ihm was leichtes seinen Mord zu verheimlichen, da alles ihm zu Befehl stand, und gewöhnlich der Regent, jedermann, nur seinen Lieblingen nicht, unsichtbar ist. Der Verschnittene gab ihn also lange für krank aus, bis endlich seinen Anverwandten die Sache verdächtig vorkam, und sie die boshafte That des Verschnittenen herausbrachten. Es entstand nun ein bürgerlicher Krieg, der das Reich in eine Menge kleine Parthеyen theilte, und es die acht Jahre, die er dauerte, zu einer Wüsteney machte, indem die Felder unbebaut lie-

liegen blieben, und sich die Pest noch zu den Schrecken des Kriegs und Hungers gesellte, so daß über die Hälfte der Einwohner aufgerieben worden. Der Dova erwachte endlich aus seinem Schlummer, verließ seine Klause, stellte sich an die Spitze eines Heers und trieb nach und nach glücklich die Rebellen und Prätendenten, zu Paaren, sonderlich nachdem er sich 1748 des Zeughauses der Provinz Tan-hoa bemächtigt hatte. Die alte Regierungsform wurde wieder hergestellt, das heißt, der Dova kehrete in seinen Pallast zurück, und wählete sich selbst einen Chova, der jezt nur seine Befehle befolgt, der aber früh oder spat, sich schon wieder das alte Ansehn und die Gewalt seiner Vorgänger zu verschaffen wissen wird.

13.

Kriegsmacht zu Lande und Wasser.

Tunkin hat keine befestigte Plätze; es rühmt sich keiner andern Festungen als seine Soldaten, und in der That würde das Heer fürchterlich seyn, wenn es eben so tapfer als zahlreich wäre. Es besteht aus 140000 Mann, worunter 8 bis 10000 Reuter sind, und aus 350 Elephanten, die im Nothfall Dienste leisten müssen; allein die Anführer dieser Menge sind größtentheils Verschnittene, die weder Muth noch kriegerische Kenntnisse besitzen, und ihre Stellen kaufen. Die Officiere bestehn aus einem Fähndrich, der zehn, einem Hauptmanne der hundert, und einem Obristen der fünfhundert Mann kommandirt. Generalz

ral-Officiere, die beträchtlichere Corps von Truppen unter ihrem Befehl haben, giebt es nur zu Kriegszeiten. Seitdem Cochinchina von Tunkin abgefallen ist, und einen eignen Regenten erwählt hat, unterhält man auf der Gränze eine Armee von 10000 Mann, die von einem General kommandirt wird, und bestimmt ist, für die Sicherheit des Reichs von dieser Seite, gegen einen Fürsten, zu machen, den Tunkin als seinen Feind ansieht. Ein jeder von den Statthaltern der Provinzen, hat ausserdem noch einen Elephanten und 700 Mann zu seinem Befehl, um Ordnung und Polizey zu erhalten, und die Befehle des Chova zu vollziehen.

Das ganze übrige Heer, an die 100000 Mann stark, liegt in der Residenzstadt, oder dem Lager das an diese Stadt stößt: auf dieses Heer verläßt sich der Chova ganz allein, und ist auf diese Art sicherer die Nation in Unterwürfigkeit und Gehorsam, als mit Beyhülfe von befestigten Plätzen, die durch die Untreue ihrer Befehlshaber eben so sehr zu seinem Nachtheil als Vertheidigung gereichen könnten.

Tunkin, so ein offnes Land es ist, hat wenig von seinen Nachbarn zu befürchten, deren Schwäche oder Staatsklugheit es, wie bey Sina, schüzt: und was die Seeseite anbelangt, so sind die Küsten, und Mündungen so seichte, daß jeder feindlichen Flotte eine Landung gefährlich, wo nicht unmöglich wird. Zwar soll man auf dem einen Fluß, mit Hülfe guter Lootsen, bis an die Residenz fahren können, allein dieser Weg ist theils

noch zu wenig bekannt, theils würde es auch wegen der Truppen womit die Ufer besezt werden würden, und der Feuerwerke, worin die Tunkineser, wie ihre Lehrmeister die Sineser, stark sind, mit grossen Schwierigkeiten verbunden seyn, da man mit diesen Feuerrüstungen die Schiffe sehr leicht in Brand stecken könnte.

Alle Jahre geschieht im fünften Mond die Hauptmusterung sämmtlicher Truppen, unter der Anführung des Chova; bey dieser Musterung werden drey Salven aus dem schweren Geschütz und dem kleinen Gewehr gegeben: ein Soldat braucht aber nur irgend eine Beschäftigung als Gelehrter, oder irgend ein Handwerk zu haben, um nicht dabey erscheinen zu dürfen. Hier werden auch die Elephanten exercirt. Man rühmt von den Tunkinesern, daß sie, einmal dreßirt, die Evolutionen mit besonderer Richtigkeit machen sollen, und gut aufs Kommando passen. Die Waffen der Tunkineser sind: die Muskete mit der Lunte, (denn Feuerschlösser sind noch nicht bey ihnen üblich) Bogen, Pfeil, Säbel, Pike, halbe Pike, und Schild. Nur beym Exerciren, und bey gewissen Expeditionen, führen sowohl Officiere als Soldaten ihre Waffen; die übrige Zeit werden sie in den Zeughäusern aufbewahrt. Die zur Bewachung der Provinzen bestimmte Truppen, werden ebenfalls jährlich vor den Mandarinen oder Statthaltern gemustert: ein jeder derselben hat bey dem Orte seines Aufenthalts ein Lager, wie das, welches bey der Residenz befindlich ist. Eine bestimmte Uniform giebt es bey diesen Truppen nicht;

nicht; jeder Soldat kennt seinen Anführer und seine Division. Er geht wie das andere Volk gekleidet, nur daß sein Kleid weniger lang und beschwerlich ist, um ihn nicht bey Führung der Waffen und auf den Märschen zu hindern. Die vom königlichem Hause sind in blaue oder rothe Stoffe, und sonderlich, wenn es zu haben ist, in Europäisches Tuch gekleidet: ein Vorzug den sie allein haben.

Kein morgenländischer Soldat ist besser in den Waffen geübt als der Tunkinesische; er wird zu Lande und auf den Galeeren, und sowohl mit der Muskete als Stücken exercirt. Wer am besten schießt und trift, erhält eine Belohnung, so wie diejenige, die vielmals hintereinander fehlen, der Züchtigung nicht entgehen. Es ist bey ihnen eine ziemlich sonderbare Probe von Bravur eingeführt, wobey der König selbst Richter ist, wenn er nicht einen seiner fürnehmsten Officiere an seine Stelle abordnet. Sie besteht darin, eine gewisse Anzahl Hiebe mit einem hölzernen Säbel auf den Kopf und den übrigen Theil des Körpers, zu empfangen. Der Kämpfer muß sie standhaft aushalten, ohne ihnen auszubeugen zu suchen, und wenn er auch darunter erliegen sollte, so verliert er doch deswegen den Preis seiner Standhaftigkeit nicht. Der Tapferste ist derjenige, der nicht einmal sich verfärbt; wenn er die Streiche ausgehalten hat, so wird er nun wieder seiner Seits, der Angreifende. Ein König von Tunkin, um die Herzhaftigkeit seiner Krieger zu prüfen, ließ eine tiefe Grube, mit Degenspitzen und Lanzen spicken, und ver-

versprach demjenigen der hineinspringen würde, eine ansehnliche Beförderung zur Belohnung. Ein einziger Soldat war verwegen genug es zu wagen; die Spitzen der Waffen, die nur durch einen dünnen Rasen gestüzt wurden, gaben dem Gewicht seines Körpers nach, und thaten ihm keinen Schaden; er gestand, als die Probe vorbey war, es habe ihn allein der Gedanke dazu bewogen, daß ja die versprochene Belohnung unnütz seyn würde, wenn diese Waffen wirklich ihn zu durchbohren, und nicht bloß zu schrecken, bestimmt wären.

Jede Aldee liefert sein Contingent zur Armee, das sich nach seiner Grösse und der Anzahl seiner Einwohner richtet. Viele sind Soldaten vom Vater auf den Sohn, und leben, ein trauriges, gezwungenes, mühsames Leben, ohne Hofnung ihren Zustand verbessern zu können; denn die Beyspiele sind sehr selten, wo Tapferkeit es weiter gebracht hätte. Gunst und Geld sind die Wege höher zu kommen, und dies schlägt natürlich den Muth der andern nieder. Bey ihren Heerzügen ist deswegen mehr kriegerische Prahlerey, und ein grosses Geschleppe mit Gepäcke und Rüstzeug, als Wirklichkeit. Sonst zogen sie oft gegen Cochinchina zu Felde, aber alle ihre Thaten schränkten sich darauf ein, die Mauern der Städte anzugaffen, oder sich an den Ufern der Flüsse zu lagern. Raste eine Krankheit etwa ein hundert Soldaten weg, so schrie gleich das ganze Heer, daß es ein mörderischer und grausamer Krieg sey, und eilte, nach Hause zu kommen. Sie bewiesen nur ein

ein-

einziges mal Standhaftigkeit und Muth, als sie gegen die Sineser für ihre Freiheit stritten. Die bürgerlichen Kriege die darauf folgten, wurden mehr durch die Geschicklichkeit der Feldherrn und des Chova selbst, als durch die Waffen entschieden. Wenn sie nur ihren Zweck erreichen, so sind ihnen Verrätherey und Meineid eben so anständig als Bravur und Ehrlichkeit. Alle Soldaten bekommen täglich eine gewisse Quantität Reiß zu ihrem Unterhalt; ihr Gehalt macht ohngefehr funfzehn bis zwanzig Franken aus, aber sie sind von allen Arten von Auflagen frey. Die grössesten werden zur Wache des Chova genommen.

In einem Lande wo sich die Schiffarth bloß auf das Innere des Reichs, auf Flüsse, Ströme und Kanäle, und den Fischfang im Meerbusen von Tunkin einschränkt, kann das Seewesen eben nicht sehr in Flor seyn. Die Marine besteht aus zwey bis drey hundert Galeeren von verschiedener Grösse, ohne Masten und Seegel, die sich besser zur Fahrt auf Flüssen, als das Meer zu halten, schicken. Die Ruderer sind unbedeckt, und dem Feuer und allen Angriffen ausgesezt. Auch braucht man diese Fahrzeuge mehr bey Lustbarkeiten als im Kriege: der Vordertheil ist mit einer vierpfündigen Kanone bewafnet. Ausser dieser Flotte unterhält der Hof noch ein 4 bis 500 Barken, die sehr leicht seegeln, und ganz fürtreflich zum Transport von Truppen und Munition sind. In Streit taugen sie aber nicht. Alle diese Schiffe werden in weitläuftigen Vorrathshäusern aufbewahrt, wo man sie, wenn es nöthig ist, sehr leicht ins Wasser lassen kann.

In dem königlichen Pallast, den Gegenden um der Residenz, und den Provinzen, trift man verschiedene, mit Waffen und anderm Kriegsvorrath angefüllte Zeughäuser an, das ansehnlichste aber, soll in der Provinz Thang-hoa liegen, wo das regierende Haus herstammt. Es soll daselbst ein grosser, von hohen Gebirgen eingeschlossene, und von der Natur so gut befestigter Platz seyn, daß er, einen kleinen Eingang ausgenommen, von allen Seiten unzugänglich ist. Hier befindet sich nicht allein das fürnehmste und am reichlichsten versehene Arsenal, sondern auch die besten Kostbarkeiten und Schätze des Chova, der diesen Platz als einen gewissen Zufluchtsort ansieht, wohin er sich bey plözlichen Unfällen sichern kann. Der Weg von der Hauptstadt bis zu dieser Art Festung ist verschiedene Tagereisen lang, allein es ist ein weit kürzerer durch die Wälder gehauen, den aber niemand, als wem es der König erlaubt, betreten darf, und der nur einen Tag währt. Der mistrauische Fürst, der Tunkin 1685 beherrschte, soll auch einen unterirrdischen Gang haben bauen lassen, der von seinem Pallast bis dahin führte.

14.

Einkünfte von Tunkin.

Der König von Tunkin ist einer der reichsten Prinzen des Morgenlands: er besizt Schätze von dem größten Werth, und sehr beträchtliche fixe Einkünfte, die in den Produkten seiner Domanien,

nien, den verschiedenen Auflagen, und dem Verkauf aller Bedienungen, bestehn. Die Früchte die auf den königlichen Ländereyen eingeerndtet sind, werden in seine Magazine gebracht, wovon das eine, in der mittäglichen Provinz gelegen, beinahe eine Quadrat-Meile im Umfange hat. Man trift hier die Ausbeute von 30 oder 40 Erndten an, denn unter allen Produkten der Art, hält sich der Reiß am längsten ohne zu verderben. Nur in der äussersten Hungersnoth, oder in Kriegszeiten, werden diese Magazine geöfnet.

Die Auflagen bestehn in einer Länderey- und Kopf-Steuer. Die Länderey-Steuer ist von neuer Erfindung, und wird erst seit 50 oder 60 Jahren gehoben. Verschwiegen die Eigenthümer, bey der Angabe der Ländereyen, nicht einen grossen Theil derselben, so wären sie nicht im Stande sie zu bezahlen, ohne sich zu Grund zu richten. Die Kopf-Steuer ist älter, und mit der Zeit erhöht worden. Würde sie pünktlich eingetrieben, so müßten die Leute Haus und Hof verlassen, so aber verstehn die hiesigen Finanziers ihre Kunst noch nicht so gut als unsre europäischen, und die Zählung einer solchen Volksmenge scheint ihnen eine Unmöglichkeit; die Taxirung geschieht also von jeder Aldee oder Gemeine überhaupt, und dann wird durch die fürnehmsten Einwohner der Ertrag Kopfweise repartirt. Die Mannspersonen bezahlen allein, und zwar vom 20sten Jahre an; die Greise, die über sechszig sind, die Soldaten, Bonzen, und Hüter der Tempel, sind aber davon ausgenommen. Die Steuer wird in der Currant-Münze des Landes, das heißt in kupfernen Pfennigen, Früchten, Waaren,

und Gold- und Silber-Barren, erhoben. Alles fällt in die Kasse des Königs, und zum besten der Nation wird nicht das geringste davon verwendet. Der König, seine Weiber, Kinder, Verschnittene, Mandarine und Truppen, theilen sich darein. Des Königs Theil wird in den Pallast geschaft, und auf verschiedene Art aufgehoben. Das Gold und Silber schüttet man in Sälen auf, die mit dem härtesten Holz bekleidet sind, und nur eine Oefnung haben. Die andern Metalle häuft man in unterirrdischen Gewölbern auf einander, die unter den Gemächern des Königs liegen. Er hält es für einen Punkt seiner Grösse, unermeßliche Schätze mit Füssen zu treten, und überall damit umgeben zu seyn. Was also einmal aus den Händen des Volks ist, kommt niemals wieder hinein, und ist für todt zu achten. Eben so geht es mit den kupfernen Pfennigen, von denen man ungeheuere Haufen verwahrt; selbst die größten Magazine würden am Ende nicht vermögend seyn sie alle zu fassen, deswegen ist man in einigen Provinzen auf den Einfall gekommen, grosse, mit Bretern gefütterte, Behälter anzulegen, in welche man diese Pfennige schüttet, und aufschreibt, was von Zeit zu Zeit dazu kommt. Man läßt hernach diese Oefnungen, in einer ziemlichen Höhe, mit Wasser überlaufen, damit nichts davon gestohlen werden kann.

Von roher und verarbeiteter Seide, Leinewand, Stoffen, und dergleichen, sind gleichfalls ungeheuere Vorräthe im Pallast vorhanden; man läßt sie lieber verderben, als dem Volke das geringste davon zukommen. Eben so geht es mit dem Holze, das die Provinzen zur Unterhaltung

der königlichen Gebäude liefern müssen; es kann nicht alle verbraucht werden, und der beste Theil verfault. Der Chova bestreitet also den ganzen Aufwand von seinem Hause und dem Hause des Dova, wie nicht minder die Beamten und Truppen, ohne seine Schätze im mindesten anzugreifen: ein Theil der Einkünfte ist sogar, einzig und allein dazu bestimmt, diese seine Schätze zu vermehren.

Da der Umlauf des Geldes und der Reichthümer des Staats gleich an der Quelle gestopft wird, und der Schatz des Fürsten alles in sich schluckt, ohne etwas wieder herauszugeben, so ist es kein Wunder, wenn das Volk arm und elend ist, und kaum die ersten Bedürfnisse befriedigen kann. Ganz bleiben unterdessen die Einkünfte des Königs nicht in seiner Kasse, denn er theilt beträchtliche Summen davon an seine Bediente, Weiber und Kinder aus. Er schenkt ihnen das Einkommen, von einem oder mehrern Dörfern, und, so lange sie es erheben, werden sie für die Herrn dieser Dörfer gehalten, so, wie für die Bezahlung der Soldaten, ebenfalls gewisse Dörfer ausgesetzt sind. Aber diese Augenblicks-Herren, sind so viel Tyrannen, deren Drückungen dem Volke noch beschwerlicher fallen, als die Verwaltung der öffentlichen Beamten, und wenn auch einige darunter, das selten geschieht, menschlich und leutseelig sind, so ist es doch gefährlich, sich die Liebe des Volks, selbst durch die uneigennützigsten Wohlthaten, in einem Lande zu erwerben, wo alles sogleich als Anschläge wider den Staat, und wider das Interesse des regierenden Despoten, ausgelegt wird.

Ausser den Auflagen hat der König noch eine Menge andre Mittel, beträchtliche Summen von seinen Unterthanen zu ziehn; Mittel, die er nicht vernachläßigt. Dahin gehören 1. der Verkauf der neuen Aemter und Ehren-Mandarinate, die er von Zeit zu Zeit creirt, und welche die reichsten seine Verschnittene und Unterthanen kaufen müssen: 2. Das Geld das zur Ausbesserung der Wege gehoben wird, die aber die Unterthanen zur Frohne auszubessern gezwungen sind, und 3. die Zölle an den Flüssen, denn auf den Heerstrassen und andern Eingängen der Städte, wird keiner erlegt. Jedes Fahrzeug bezahlt für die Passage von einer Provinz zur andern, funfzehn Sols, und dieser Zoll hat keine andere Bestimmung, als in den Beutel irgend eines Günstlings des Fürstens zu fallen. In jeder Provinz giebt es ein Zollhaus, wo man den zehnten von allen Waaren, die eingeführt werden, bezahlen muß, und oben ist der Insel Twonbene erwähnt worden, die von allen fremden Schiffen, welche der Handel zur See nach Tunkin bringt, eine Abgabe erhebt. Die Einkünfte des Königs müssen also unermeßliche Summen abwerfen, allein man überschlägt sie niemals: es ist sogar bey sehr harten Strafen verboten, sich in eine Untersuchung dieses Staatsgeheimnisses einzulassen. Selbst diejenige, die der Verwaltung dieser Zölle vorgesezt sind, dürfen ihre Einnahme nicht mit der Einnahme eines andern vergleichen, oder sich um etwas mehr als ihre eigene Lieferungen bekümmern.

15.

Civil- und Criminal-Gesetze — Gerichtshöfe.

Die Tunkinesische Gesetze sind ursprünglich aus dem sinesischen, wie so viele andere Gebräuche dieses Volkes, entstanden, und mein Verfasser hat sich daher in eine weitläuftige Untersuchung von jenen eingelassen, die ich hier ganz überschlage, weil meine Leser eine Geschichte von Tunkin, und keine Wiederholung desjenigen erwarten werden, was von einem so bekannten, und so oft beschriebenen Reiche wie Sina, in so vielen Schriften zur Genüge abgehandelt worden ist. Ohnstreitig ist die sinesische Nation, bey allem ihrem Hang zur Betrügerey, ihren Leidenschaften, und bey der Verschmizheit und Wuchersucht, die sie zu den Juden des Morgenlandes machet, doch wegen ihrer uralten, und weisen Gesetze, die sie durch eine undenkliche Reihe von Jahren und Revolutionen unverrückt, sich zu erhalten gewußt hat, ein eben so merkwürdiges als verehrungswürdiges Volk, das die Verunglimpfungen mancher unsrer neuern Schriftsteller, wenn sie an ihrem Pult Völkerschaften mishandeln, und Gebräuche richten und leugnen, die sie nur aus Erzählungen kennen, nie von der greisen Höhe seiner Grösse und Weisheit zu erniedrigen vermögend seyn werden. Der Punkt, auf dem sich die sinesischen Gesetze herumdrehn, ist das Verhältnis der wechselseitigen Pflichten der Eltern und Kinder gegen einander; der Kayser ist der erste Vater, der Vater des Reichs, der Vicekönig, der Vater der Provinz die er regiert, der Mandarin der Vater der Stadt, wo er befiehlt, und so weiter. Man

muß

muß gestehn, daß sich der Despotismus kein ehrwürdigers und treffenders Bild wählen konnte, als die Regierungsform einer Familie; die Vergleichung gilt bis auf die Vernachläßigung seiner Pflichten und die Ungerechtigkeiten, die die Väter des Vaterlands zuweilen gegen ihre Unterthanen, wie die Hausväter gegen ihre Kinder und Hausgenossen ausüben. Denn wie viel Unheil richtet nicht oft der Despotismus der Eltern in den Familien an; wie viel Keime des Guten werden da durch Eigensinn erstickt, wie viel weiche Herzen zur Verstockung gezwungen, und wie viele Gewaltthätigkeiten im eigentlichen Verstande des Wortes, oft ungerügt vollbracht!

Ausser den Hauptgesetzen, die in Tunkin, wie in Sina, auf einerley Grundsätze gebaut sind, giebt es noch in diesem Königreiche besondre Gewohnheiten, und jeder Ort hat wieder seine eigene Gebräuche, die oft den eingeführten Gesetzen widersprechen, aber nur unter Privatpersonen, und in sehr eingeschränkten Bezirken, nicht aber vor den ersten Gerichtshöfen gelten. Die Städte sind wie in Sina in gewisse Ordnungen eingetheilt: nach der Hauptstadt einer jeden Provinz, folgt die Stadt der ersten Ordnung, Fu, genannt, dann die der zweyten Ordnung, oder Cheu, und endlich die von der dritten Ordnung, Hujen; diese Titel werden allezeit dem auszeichnenden Namen der Städte angehängt. Das Wort Mandarin, existirt weder in der sinesischen noch tunkinesischen Sprache; es ist eine Erfindung der Europäer, und leitet sich von dem Portugesischen, Mandar, befohlen, her. Eine obrigkeitliche Person heißt in den beyden Landessprachen,

chen, Quan. Es giebt Quan's von der ersten, zweyten und dritten Ordnung, die unter einander stehn, die dritte unter der zweyten, die zweyte unter der ersten. Ausserdem ist noch in jeder Provinz ein Tribunal der Gewaltthätigkeiten befindlich, wo ein jeder den Mandarin verklagen kann, von dem er glaubt daß ihm unrecht geschehen ist. Dieses Tribunal ist das erste in der Provinz und hängt unmittelbar von dem Haupttribunal zu Kacho ab. Der Statthalter hat ebenfalls sein Tribunal, das aus ihm und einem gelehrten Mandarin besteht; dieser theilt die Sorge der bürgerlichen Verwaltung mit ihm und wacht über die Erhaltung der Gesetze. Die Erkennung der Criminal-Sachen, hängt einzig vom Statthalter ab, der leichte Verbrechen auf der Stelle bestraft, in Todesurtheilen aber, erst den Befehl des Chova einhohlen muß. Jedes Tribunal hat verschiedene Richter, die, jeder nach seiner Reihe, entscheiden: es hat auch seine Gehülfen oder Gerichtsboten, welche die Partheyen vorladen. Der Angeklagte, er mag nun schuldig oder unschuldig seyn, ist gehalten eine gewisse, der Würde des Tribunals wo er gerichtet wird, angemessene Summe niederzulegen, die er selbst nach der Lossprechung nicht wiederempfängt, die vermuthlich die Sporteln der Richter ausmacht, aber, allem Scheine nach, von dem Kläger dem unschuldig Angeklagten, erstattet werden muß.

Nach den Tribunalen der dritten Ordnung folgen die Unterrichter. Jeder Flecken, der den Titel Xa, und das Recht hat, die Gerichtsbarkeit in einem gewissen Bezirk auszuüben, muß mit einer, vor den Augen des Publikums ausgestell-

ten

ten Tafel versehn seyn, auf der mit Tunkinesischer Schrift der königliche Rathsschluß, der ihm diese Freyheit ertheilt hat, geschrieben ist. Dieser Rathsschluß wird jedesmal bey der Thronbesteigung eines neuen Chova erneuert, welches grosse Summen der Krone einbringt. Der Xa theilt sich in Dörfer, ein Dorf in Viertel, und, wenn der Ort sehr beträchtlich ist, in noch mehrere Unterabtheilungen ein, wo jede ihren Vorsteher hat. Ein Xa hat deren drey, die das Volk bey Trommelschlag zusammenrufen, in den Versammlungen den Vorsitz führen, und die Polizey besorgen. An den ersten unter ihnen werden namentlich alle Befehle der Mandarine, und sogar des Hofs adreßirt, die, ohne diese Formalität, als erschlichen angesehn werden würden. In Abwesenheit des ersten Vorstehers, führt der zweyte, und in dessen, der dritte die Oberaufsicht. Sie haben Macht und Gewalt, Geldbussen zu erkennen, und sogar, wegen gewisser Verbrechen, mit Ruthen hauen zu lassen. Sie sind es auch, die in den Versammlungen, in Gemeinschaft mit den Gelehrten, die Auflagen repartiren. Sie werden durch Mehrheit der Stimmen gewählt, und bleiben zehn Jahre am Amte. Der erste ist sein ganzes Leben durch von allen öffentlichen Steuern und Frohnen frey, und dem andern wird, auf eine gewisse Anzahl Jahre die Hälfte der Auflagen, wenn sie aber im Amte sind, das Ganze erlassen. Gewissermassen werden diese Stellen gekauft, denn die, auf welche die Wahl fällt, müssen ihrer ganzen Gerichtsbarkeit zu essen geben, und die Kosten dieser Gastereyen würden ihnen gewiß im äussersten Grade lästig fallen, wenn sie

sich

sich nicht nachher durch Erpressungen, an ihren Untergebenen zu erhohlen wüßten. Drey Dörfer machen gewöhnlich ein Xa, und drey Xa's einen Tong aus, dessen Oberhaupt durch die Mehrheit der Stimmen der Xa's erwählt wird: ausserdem hat jeder Tong noch ein Oberhaupt, das aber nichts zu sagen hat, sondern bloß Ehren-Quan oder Mandarin ist. Alle diese Oberhäupter und Vorsteher, werden von dem Mandarin der Provinz, von der dritten Ordnung, bestätigt. Man kann jeden Xa als eine Art populäre Republik ansehen, an deren Verwaltung die Frauenzimmer gar nicht, und die jungen Mannspersonen erst nach dem zwanzigsten Jahre, Theil nehmen. Die Greise die über sechszig alt sind, haben, so lange sie leben, bey allen Versammlungen und Gastmalen den ersten Platz. In jedem Xa trift man ein oder mehrere solche Versammlungs-Häuser an, wenn sie nicht auch zugleich zu gottesdienstlichen Uebungen bestimmt sind.

Ueber alle diese Tribunale geht, der oberste Rath, der seinen Sitz in der Hauptstadt hat, und an den, von allen in den Provinzen, selbst von Mandarinen der ersten Ordnung, gefällten, Aussprüchen und Urtheilen, appellirt wird. Da beinahe jede Sentenz einer Revision unterworfen ist, so dauern die Prozesse, an deren Verlängerung, angesehenen Mandarinen gelegen ist, bis in Ewigkeit

Die Streitigkeiten und Angelegenheiten der Grossen werden in der Hauptstadt vor verschiedenen Gerichtshöfen entschieden, deren Rang und Namen, ihren verschiedenen Functionen entsprechen.

chen. Vor dem einen werden die Staatsverbrechen, vor dem andern die Mordthaten, vor dem dritten die Streitigkeiten über Ländereyen, und vor dem vierten, die Zwistigkeiten über Häuser und Erbschaften gerichtet. Ausser den sinesischen Gesetzen, welche den Codex der Landesrechte ausmachen, giebt es auch eine Menge Edikte und besondere alte und neue Verordnungen, und authentische, in verschiedene Bücher gebrachte, Decisionen, deren Autorität fast immer die sinesischen Gesetze überwiegt. Viele von diesen, Tunkin eigenen, Verordnungen, athmen mehr Gerechtigkeit, Menschlichkeit, und Geist der Milde, als die sinesischen Gesetze. Darunter gehört die Verordnung, welche die Aussetzung oder Erstickung der Kinder, sie mögen so ungestaltet seyn als sie wollen, verbietet, da in Sina hingegen dieser barbarische Gebrauch nicht allein tolerirt, sondern durch ein altes Gesetz sogar vorgeschrieben ist, und doch ist die Bevölkerung in Tunkin nicht stärker als in Sina. Aber, was hilfts, daß diese Gesetze von der Billigkeit selbst gegeben, und zur Wohlfarth des ganzen Volks bestimmt zu seyn scheinen, da es kein Verbrechen giebt, von dem man nicht durch Geld losgesprochen werden, und keinen Proceß, dessen Entscheidung man nicht nach Wunsche erkaufen könnte; der reichste und angesehenste, hat auch hier immer Recht! Kein Wunder! denn alle Gerichts- und Militair-Stellen, sind käuflich, und die Käufer erpressen die Summen, die sie dem Könige oder seinen Günstlingen bezahlen mußten, wieder von den Einwohnern der Dörfer und Flecken ihres Bezirks. Vor einem Jahrhunderte ohngefehr lebten die Tunkineser in einem

glücklichen Ueberfluß; die Landesgesetze wurden treulich beobachtet, die Auflagen waren zu erschwinden, und die Verderbniß der Justiz wurde nicht öffentlich geduldet. Allein ein Chova, der vor beinahe achtzig Jahren herrschte, vermehrte die Steuern bis ins unüberschwengliche; er überhäufte in seinen Anfällen von Wahnsinn das Volk mit ausserordentlichen Arbeiten, indem er in Ebnen Berge anlegen, oder Berge in Ebnen, ohne den mindesten Nutzen verwandeln ließ; er war der Erfinder einer Menge lästiger Anordnungen, die noch existiren, und vermehrte die Anzahl der Verschnittenen, deren unumschränkte Macht, die Nation in unbeschreibliches Elend bringt. Doch, dieser Misbräuche ohngeachtet, muß man gestehn, daß der Despotismus in Tunkin nicht ganz absolut, noch die Regierung ganz willkührlich ist. Die Unterthanen sind keine gebohrene Sklaven; sie besitzen ihr Vermögen zu eigen, und es geht ruhig von den Vätern auf die Kinder, und selbst auf die Seitenverwandten über. Eigenthumsrecht gilt also, und der Fürst kann nicht ehe über das Leben seines Volks entscheiden, als bis es sich der Uebertretung der Gesetze schuldig gemacht hat: aber kein Gesetz ist dem Willen des Fürsten unübersteiglich, und um ihn her sind Minister die ihre Haabgier ihre Ungerechtigkeiten, und Erpressungen dem Volke nach tausendmal fürchterlicher machen; sie müssen theuer das Recht kaufen, befehlen und richten zu können, und nachher sehen sie dieses Recht als einen Freyheitsbrief an, die sie zu allen möglichen Unterdrückungen autorisirt. Daher die Furcht, das Mistrauen, der Mangel an Wetteifer, welche Talente und Industrie ersticken,

sticken, die Gemüther entnerven, Muth und Geist niederschlagen, und Ursache sind, daß die Nation bloß auf tägliche Nothdurft, und nicht weiter hinaus denkt.

Alle peinliche Sachen werden von dem König allein entschieden; selten wird aber die Todesstrafe zuerkannt, weil die Tunkineser überhaupt keinen blutdürstigen Karakter haben. Alle Hinrichtungen geschehn in der Residenz und in so geringer Anzahl, daß man ihrer nicht über 20 bis 30 des Jahres, im ganzen Königreich zählt. Die gemeinste Todesstrafe ist das Enthaupten, welche hier für die schimpflichste von allen gehalten wird. So viel Köpfe als abgeschlagen werden sollen, so viel Scharfrichter sind da, und indem ein Soldat mit dem Säbel vor den Augen des armen Sünders schwadronirt, um seine Aufmerksamkeit zu beschäftigen, haut ihm der Scharfrichter, von hinten zu, den Kopf mit einem Streich ab. Fehlt er, so wird er gestraft. Nur Prinzen und grossen Herrn widerfährt die Gnade, erdrosselt zu werden. Die Staats-Aufwiegler, und diejenige, die nach dem Leben des Königs gestanden haben, werden mit Zangen gezwickt, und mit vier Pferden zerrissen. Ein Frauenzimmer das sich eines Verbrechens schuldig gemacht hat, worauf die Todesstrafe steht, wird an einen wackelnden Pfahl gebunden, und in dieser Stellung einem Elephanten Preiß gegeben, der sie mit seinem Rüssel faßt, in die Luft wirft, mit seinen Zähnen auffängt, und spießt, und dann mit Füssen tritt: die Elephanten werden dazu abgerichtet, und es ist die gewöhnliche Strafe der Ehebrecherinnen. Der Stand des Nachrichters ist hier

nicht

nicht entehrend; es ist ein Amt, das vom Vater auf Sohn fortgeht, und von einer Race, die aus Cochinchina stammt, versehen wird. Die übrigen körperlichen Strafen, welche bloß auf den Ausspruch der Mandarine, zuerkannt werden, sind Verweisung, oft bis an die Gränzen des Reichs, und ewiges Gefängniß, oder, was auf eins hinauskommt, Wartung der Elephanten, ein so mühseeliges, als wegen der Wildheit dieser Thiere, gefährliches Amt. Wer zu einer von diesen zwey Strafen verurtheilt wird, ist civiliter todt, hat also keine Stimme mehr in den Versammlungen, und ist von allen öffentlichen Diensten und Frohnen frey. Da leztere ziemlich hart sind, so macht sich, sonderlich das gemeine Volk, wenig oder nichts daraus, des Lands verwiesen zu werden. Zwar befinden sie sich alsdenn in der Gewalt der Mandarine, in deren Gebiet sie verbannt sind, und werden von ihnen auf tausendfache Art gemishandelt, so daß diese Beamte, oft, was ihnen am empfindlichsten ist, vor ihren Augen ihre Weiber misbrauchen, allein die Ruhe deren sie geniessen, hilft ihnen in der Länge auch diese Beleidigung ertragen. Eine andre Art Strafe ist, mit daumsdicken Ruthen auf die Dickbeine gestäupt zu werden, oder eine gewisse Anzahl Schläge mit einem hölzernen Hammer auf die Knie zu empfangen. Damit die Knochen nicht in Stücken gehn, umwindet man sie mit Bambus-Reifen. Die hiesige Art die Tortur zu geben, ist schmerzhaft, ohne gefährlich oder schauerlich zu seyn. Man knebelt einen Flintenlauf sehr fest an den Fußknöchel, und schlägt mit einem Trommelklöpfel darauf. Noch eine

här-

härtere Tortur wird mit glühenden Pflugschaaren, und an den Zeugungstheilen gegeben. Mit diesen Strafen ist bloß der Schmerz und die Schande eines Augenblicks verbunden, und sie berauben die, die sie dulden müssen, der Rechte der Gesellschaft nicht. So werden gewöhnlich die Diebe bestraft, wenn ihnen nicht die Todesstrafe zuerkannt ist, welches aber sehr selten, und nur in dem Fall geschieht, wenn der Raub mit einem Mord verknüpft gewesen ist. Man hält das Leben eines Menschen für köstlicher und höher, als alles was ein Dieb stehlen kann: aber eben diese Gelindigkeit der Gesetze, vermehrt die Zahl der Diebe. Die Strafe die sie am meisten scheuen, ist der Verlust eines Fingers oder Ohrs, denn da sie diese schimpfliche Verstümmelung nicht verbergen können, so werden sie gewöhnlich, beym vierten Verbrechen der Art, durch die fehlende Finger und Ohren überwiesen, und verurtheilt, den Kopf zu verlieren, um die Gesellschaft von einem so lästigen und nicht zu bessernden Gliede, zu säubern.

In Tunkin empfängt der Angeber, wenn er den Beklagten nicht überführen kann, dieselbe Strafe, die jener geduldet haben würde.

Die tunkinesischen Gefängnisse sind weit mehr zu fürchten, als die Strafen die einem dort erwarten: sie sind eine beständige Folter. Die nasse Erde dient diesen Zuchthäusern zum Boden, und den unglücklichen Gefangenen zum Lager des Schmerzens: Männer und Weiber liegen da in Finsterniß, Unflath und Schlamm durch einander her, und oft die lebendigen neben halbverwesten Kadavern. Des Nachts spannt man ihre Füsse,

in

in ein langes Stück Holz, das wie eine Klammer gemacht, und am Ende mit einem Schloß verwahrt wird. Der König läßt den Gefangenen nichts zu ihrem Unterhalt reichen, und die Haabsucht ihrer Wächter raubt ihnen noch, was die Mildthätigkeit des Publicums, oder die Fürsorge ihrer Verwandten ihnen zutheilt; sie müssen noch diesen Barbaren das traurige Recht, Fesseln zu tragen, bezahlen, und sind sie es nicht im Stand, so werden sie von ihnen mit Feuer gemartert. Am besten haben es noch die Gefangene, die reich genug sind, ihre Wüteriche durch Geschenke besänftigen zu können. Auch betrachtet man die Kerkermeister in Tunkin, als die verworfenste und grausamste Gattung von Menschen, und als so viele unmenschliche Henker. Unterdessen wird dieses häßliche Handwerk doch sehr gesucht, und man erhält es nur durch die Fürsprache der Mandarine, die gemeiniglich ihre Bediente mit dieser Stelle zu begnadigen pflegen, wo sie sich vom Elende der Unglücklichen, und ihren Grausamkeiten mästen. Wenn ein Gefangener im Gefängnisse stirbt, so brennt man ihm die Fußsohlen, um recht gewiß zu seyn, ob er wirklich todt ist.

16.

Mißionen — Christen in Tunkin.

So wenig man dem Urtheil eines Schriftstellers trauen kann, das er von seinen eignen Arbeiten fällt, und so übel man oft fahren würde wenn man sich darauf verlassen wollte, so wenig kann man den Berichten trauen, die uns die Mißionarien von den Früchten ihres Fleisses in ent-

entfernten Ländern ablegen, weil immer eilf gegen eins anzunehmen ist, daß sie, selbst mit dem besten Willen von der Welt und wider ihrem Wissen, von ihrem Eifer, ihrer guten Sache, und dann von der Liebe zu ihren Thaten und den Sekten-Geist verblendet, fast stets mit andern Augen sehen und mit andern Zungen erzählen werden, als wir andern armen Layen. Ob das auch hier der Fall bey den Mißions-Nachrichten meines Autors gewesen seyn mag, kann ich freilich weder behaupten, noch beweisen, allein es hat mir doch weit sicherer gedünkt, die ganze ein paar hundert Seiten starke Erzählung, die den meisten Lesern überhaupt nur das Buch verdickt, und desto weniger intereßirt haben würde, auf folgende wenige Seiten abzukürzen, und mich dabey bloß auf das historische und allgemeine einzuschränken.

Im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts, zur Zeit als alle Fremde Japan räumen mußten, und die christliche Religion daselbst verboten worden war, kamen die ersten Mißionarien von Macao mit portugesischen Kaufleuten nach Tunkin. Sie machten kein sonderliches Glück, weil sie der Landessprache nicht kundig waren, sie kehrten also nach Macao zurück. Der Pater Baldinoti, ein Jesuite, hielt alleine aus, und bekam den Pater Alexander von Rhodes, zum Gefährten. Eine Wand- und Sanduhr die sie dem Chova nebst einem sinesischen Buche von der Sternkunde schenkten, wobey Pater Rhodes „Gelegenheit nahm, des Herrn's des Himmels und der Bahn der Sterne,„ zu gedenken, empfahl sie ungemein den Prinzen. Der Mißionar mußte

mußte an seiner Tafel speisen, und das Erstaunen des Chova und seines Hofs gieng bis zur Verwunderung, als der Pater die Wanduhr aufzog, die Sanduhr umstürzte, und versicherte, daß wenn diese ausgelaufen seyn, jene zu schlagen anfangen würde, und das alles auch wirklich eintraf. Dieses kleine Experiment brachte den guten Pater ins größte Ansehn; es wurde ihm ein eigenes Haus gebaut, und er zog, unter dem Vorwande der Mathematik noch mehrere Mißionarien an sich. Die Sache gieng lange gut, bis endlich Neider dem Chova vorstellten, daß die neue Lehre die Vielheit der Weiber verbiete, und dadurch die Anzahl seiner Unterthanen, und den Ertrag der Auflagen vermindre. Hiezu kam noch, daß verschiedene Personen nach der Taufe starben, und das erste Glied der cochinchinesischen Armee, bey einer Schlacht, portugesisch gekleidet war, woraus der Chova ein Verständniß der Portugesen mit seinen Feinden schloß. Die Jesuiten wurden mit den ersten Schiffen dieser Nation nach Macao zurückgesandt: die Anzahl der Christen belief sich damals auf 2 bis 300000 Seelen. Ludwig XIV. und der Pabst nuzten diese neue Glaubens-Eroberung durch apostolische Vicarien, aus dem Seminario der fremden Mißionen zu Paris, die sie nach Tunkin schickten, und die dort unter dem Titel Ou-tai, Aufseher der französischen Handlung, erschienen und aufgenommen wurden, obgleiche ihr eigentliches Geschäfte kein Geheimniß war; dies gieng aber nicht ohne Streit von Seiten der Jesuiten ab, die Tunkin's Christen als das Eigenthum ihres Fleisses ansahn, und Geistliche von andern Orden,

nicht in ihrem Besitz dulden wollten. 1772 erging die erste öffentliche Verfolgung gegen die Christen, wo durch ein Edikt des Chova ihre Lehre untersagt wurde, und die Vicarien den Wanderstab ergreifen mußten. Einer von ihnen aber ließ sich, mit dem Kirchengeräthe, in einem Boote, unter Reiß verbergen, und wischte so, durch die Hülfe der Superiorin der Communität der heil. Kreuz-Jungfern, welche die Mißionarien in Tunkin gestiftet hatten, glücklich ins innere Land, wo er sein Amt, wie zuvor, versah.

Alle Edikte welche das Christenthum in Tunkin verbieten, haben es nie als das Gesetz Gottes oder des Herrn des Himmels, sondern als das Gesetz Hoalang, oder die portugesische Religion, verboten, welches denn die Mandarine sehr gut zu nutzen wissen, wenn sie, durch Bestechung gewonnen, Christen begünstigen wollen: diese brauchen sich alsdenn nur zur Verehrung Gottes, und nicht zum Gesetz Hoalang zu bekennen, so fällt alle Strafe von ihnen auf ihren Angeber zurück. Unterdessen kann man nie sagen, daß die christliche Religion in Tunkin öffentlich geduldet worden sey; einige Fürsten drückten nur ein Auge zu, weil sie in den Mißionarien Kenntnisse von Künsten und Wissenschaften antrafen, die sie bey ihren Unterthanen vergebens gesucht haben würden, und weil sie von ihnen so manche europäische Seltenheiten geschenkt bekamen, die ihre Neugier auf keine andre Art zu erhalten wußte. 1722 fieng eine der allgemeinsten Verfolgungen an; die Kirchen wurden niedergerissen, die Catechisten gemishandelt, und die Christen gezwungen, die Götzen anzubeten. Die Mißionarien

narien flüchteten in die Wälder, und einer der apostolischen Vicarien entgieng den Häschern auf keine andre Weise, als daß er sein Haus in Brand steckte. Doch es fehlte den Mißionarien nicht an Mitteln wieder im Reich sich sehn zu lassen, einige thaten es mit Hülfe der Sineser, die sie durch Geld gewannen, und ein Jesuite, machte sich sogar die Ehrfurcht dieses Volks für seine Todten zu Nutze, und erhielt die Erlaubnis, einen Grab-Hüter, der Landes-Gewohnheit gemäß, bey dem Grabe eines Mißionarien halten zu dürfen, der vormals im Tunkin gestorben, und auf Befehl des Prinzen ehrenvoll begraben worden war: unter diesem Vorwande kam ein Mißionarius ins Land. 1737 litten verschiedene Christen den Märtyrer-Tod; einige Mißionarien starben im Gefängnisse, und alle Versuche der Mandarine sie zum Abfall zu bringen, waren vergebens; einer dieser Quan's ließ die Knie eines Crucifixes, vor ihren Augen mit hölzernen Hämmern schlagen, weil er sich einbildete, daß sie Mitleiden mit ihrem Gotte haben, und sich so eher bewegen lassen würden.

Da die Gesetze den Christen ihren Schutz versagen, ja sie sogar verfolgen, so sehn sich diese beständigen Anfällen von Plünderern und Unterdrückern ausgesezt. In solchen Kantons, wo sie stark genug sind, um sich mit Nachdruck zu widersetzen, schaffen sie sich selbst gegen die Störer Recht, wenn diese keine Befehle der Mandarine aufweisen können, und begehn ihren Gottesdienst, unter ausgestellten Wachen, die mit grossen Stöcken, der einzigen in Tunkin erlaubten Waffe, bewehrt sind. Auf diese Art haben sie

schon oft ihre Sicherheit, selbst gegen die Abgeschickte der Obrigkeit, geschüzt. An andern noch unsichern Oertern, wird gemeiniglich die Nacht den gottesdienstlichen Uebungen gewidmet, und früh um fünf Uhr ist der Mißionarius mit seinen Amtsverrichtungen fertig: der Zustand der ersten christlichen Kirche! Der Eifer der tunkinesischen Christen ist ausserordentlich, viele, um die Sacramente zu empfangen, scheuen die weitesten, und gefährlichsten Wege und Mühseligkeiten tausendfacher Art nicht, und warten ganze Tage in den Kirchen. Jeder Mißionarius tauft jährlich wenigstens 250 Personen, und manche haben es in sieben Monaten, bis auf 600 gebracht; man kann den jährlichen Anwachs der tunkinesischen Kirche auf zehn tausend, ohne die von christlichen Eltern gebohrene Kinder, rechnen. Die eifrigsten sind unterdessen immer die Neubekehrten. Sie werden ihrer Treue wegen vorzüglich zu Diensten gesucht, und widerstehen allen Versuchungen des Argen, nur der Versuchung der Liebe nicht; der Geist ist willig, aber das Fleisch schwach, und die Hitze des Klima's entschuldigt diese Schwäche. Die gottesdienstliche Ceremonie die den Tunkinesern am besten gefällt, und die selbst die Ungläubigen loben, sind die Seelen-Messen; die Ursach davon ist nicht schwer zu errathen, wenn sich unsre Leser erinnern, daß nichts von diesem Volke mehr in Ehren gehalten wird, als das Andenken der Verstorbenen.

Im königlichen Pallaste ist ein eigenes Behältnis, wo die, den Christen weggenommene Sachen aufbewahrt werden. Daß die Armuth der Hirten dieser Kirche übrigens nicht so ganz ausser-

ordentlich seyn, und die Haabsucht der Mandarine oft zur Verfolgung mit anspornen mag, erhellt aus den hundert angefüllten Kästen, die einem Dominicaner-Mißionar weggenommen wurden, und der Confiscation der Gärten, Teiche und Häuser, welche die Vicarien zu Hion besaßen. Nach dem Verfasser lebt jeder Mißionar sehr mäßig, und ißt mit seiner Familie und Schülern an Einer Tafel. Bey seinen Amtsverrichtungen wird er von den christlichen Gemeinen gespeiset, zu denen er sich begiebt; es ist der Gebrauch, daß die Christen des Orts, dem Mißionar bey seiner Abreise ein Schwein schenken, das gemeinschaftlich verzehrt, und was übrig bleibt, den Armen gelassen wird: ausserdem geben sie auch noch Reiß, Casjes-Schnuren, oder kupferne Pfennige, und freywillige Allmosen. Der Gehalt eines französischen Mißionar's den er vom Pariser Seminario empfängt, ist fünfhundert Livres; die Congregation de propaganda fide, giebt nur zweyhundert und funfzig. Diejenige, die aus den Eingebohrnen zu Priestern geweiht worden sind, können freylich ihr Amt sicherer und freyer verwalten, als die Mißionarien, die schon ihr Fremdseyn verräth.

Im Jahr 1751 schien ein Zufall den christlichen Mißionarien bessere Aussichten zu öfnen. Der König fand im Zeughause zu Ten-hoa eine Kanone mit einer Aufschrift in unbekannten Zügen, die seine Neugier rege machten. Kein Gelehrter, noch sonst jemand an seinem Hofe, konnte sie ihm erklären, bis ein tunkinesischer Jesuite, der zu Macao erzogen worden war, und ein wenig Latein und Portugesisch verstand, wenigstens so viel herausbrachte, daß es europäisch, aber in einer

Spra-

Sprache sey, die er nicht verstehe; er schickte eine Kopie davon an dem Pater Palecruck, einen Böhmen, und Superior der Mißionen der zweyten Ordnung in Tunkin, der es las, und fand, daß es Holländisch war, und den Namen des Stückgiessers, das Kaliber, und das Jahr wenn die Kanone gegossen worden, bezeichnete. Der König glaubte in dem Pater Palecruck einen Mann von Kenntnis gefunden zu haben, den er sonderlich beym Artillerie-Wesen gut gebrauchen könne. Er ließ ihn kommen, überhäufte ihn mit Ehrenbezeugungen, und trug ihm auf, noch mehrere Mathematiker zu verschreiben. Der Pater ließ vier Jesuiten von Macao hohlen, allein die Minister hatten unterdessen den König schon umgestimmt, und die Hofnung erstickte. Im Jahre 1773 wurden zwey Priester der Religion wegen, daselbst enthauptet.

In Cochinchina sind die Aussichten weit günstiger. Der dortige Regent gab 1774 ein Edikt, das man als eine förmliche Einwilligung zur Einführung der christlichen Religion in seinen Staaten, ansehen kann.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Richard, Jérôme, / Reichard, Heinrich August Ottokar, / Saint Phalle, Charles Thomas <<de>>,

Sittliche und natürliche Geschichte von Tunkin Aus dem Französischen, im Auszuge

Leipzig 1779

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Hist.pol.4114
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11098693-7
VD18 12693901-001